

t
—
6

Ute 576

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Ednard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

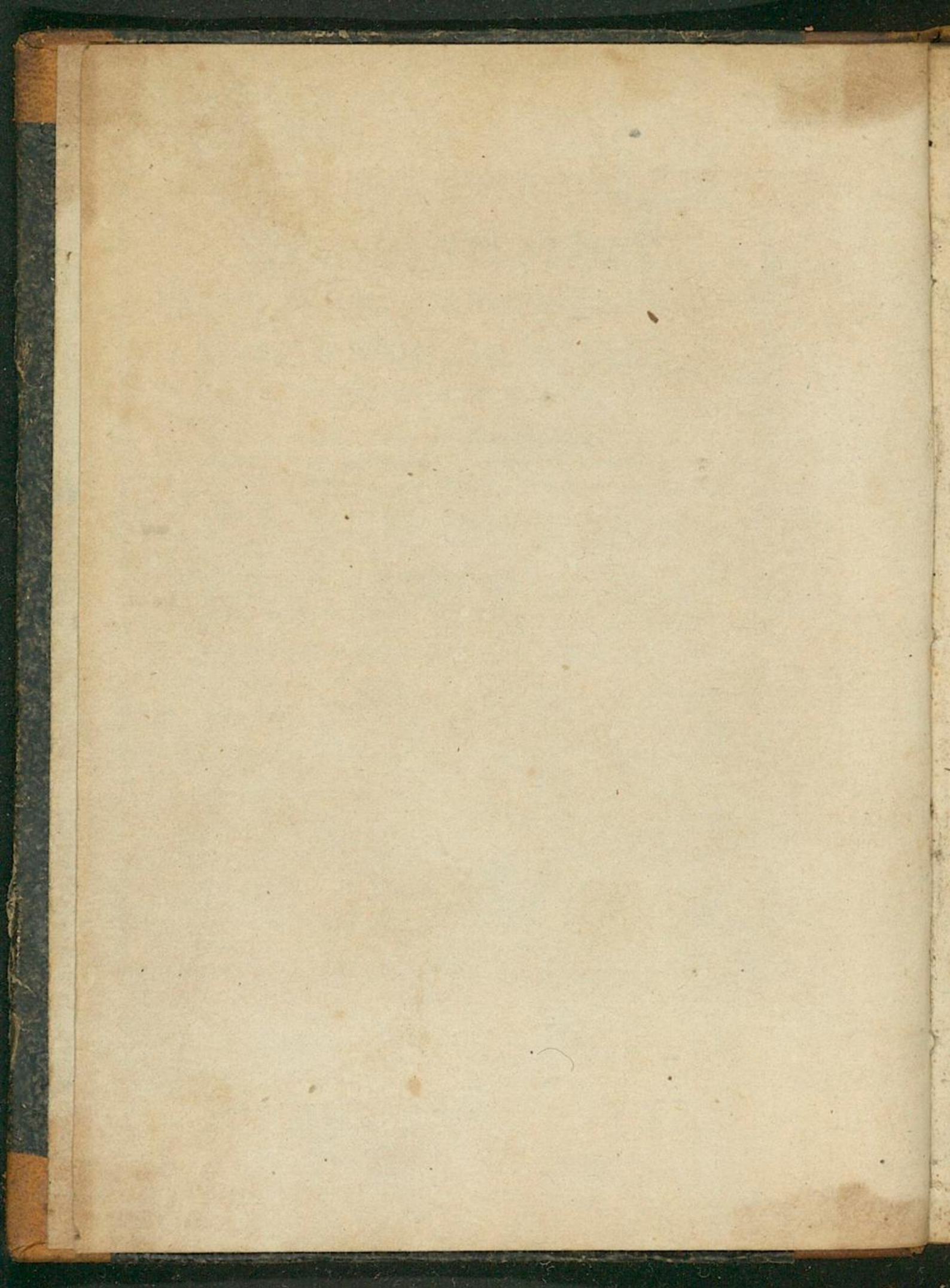
für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Mt. — Pf.	1 Mt. 50 Pf.	2 Mt. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Wertes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

6107








Der Missionar

Der
M i s s i o n a r.

Eine
Originalerzählung
zur Belehrung und Unterhaltung
für
die Jugend und ihre Freunde
von
Philipp Körber.

Mit einem Stahlstiche.



Nürnberg,
Verlag der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.



Einleitende Bemerkung.

Die Küstenterasse des Südens von Afrika ist der Hauptsitz der Capcolonie, die, zuerst von Holländern begründet, erst seit den letzten fünfzig Jahren in den dauernden Besitz der Engländer übergegangen ist. Die Portugiesen, welche im Jahre 1498 unter Vasco de Gama's Führung das Vorgebirge zuerst erblickten, und im Hoffen auf reichere Entdeckungen das Vorgebirge der guten Hoffnung benannten, ließen sich zuerst darauf nieder. Seit 1601 landeten dort zuerst die Holländer auf ihren Fahrten nach Ostindien und nach den Molukken und nahmen hier Wasser und sonstige Erfrischungen an Bord. Die vortheilhafte Lage als Mittelstation und Hafenort bewog die ostindische Compagnie, durch Anlegung einiger Festungswerke im Jahre 1652, wo gegenwärtig die Capstadt liegt, von diesem Posten förmlich Besitz zu nehmen. Seitdem haben sich Niederländer, Deutsche, auch Franzosen dort angesiedelt und einen

bedeutenden Landstrich angebaut, der gemeinhin das Capland oder auch die Colonie am Cap der guten Hoffnung genannt wird.

Die ersten wenigen Ansiedler blieben in der Nähe der Capstadt, obwohl ihnen so ungeheure Landstriche zur Benutzung eingeräumt wurden, daß es gänzlich unmöglich war, dieselben urbar zu machen. Manche dieser Meiereien gleichen an Umfang kleinen Provinzen und da die Besitzer wohlhabend genug sind, um nichts davon verkaufen zu dürfen, aber nur einen kleinen Theil davon bebauen können, so benützen sie weite, sehr üppig mit Gras bewachsene Strecken als Futterplätze für große Heerden von Rindvieh, Schafen, Pferden, Schweinen, die ihnen als Handelsartikel eine Quelle des Wohlstandes und Reichthums werden.

In früherer Zeit waren diese Gegenden von einem einheimischen kriegerischen und tapfern Volksstamme, den Kaffern, bewohnt. Dieser afrikanische Volksstamm trieb die Viehzucht mit gutem Erfolg, bis ihnen durch die fremden Eroberer Vaterland und Erwerbssweig zugleich entrisen und sie selbst in die Wildnisse der Gebirge verdrängt wurden. Nicht ohne Kampf konnte dieses geschehen; er war aber langdauernd, blutig, gefährlich und wurde erst im Jahre 1819 vollkommen beendigt.

Ein anderer schwächerer Menschenstamm bewohnte die Gebirgsabhänge vom Cap aufwärts am Westgestade

von Afrika. Bekannt unter dem verdorbenen Namen, Hottentotten, unterwarfen sich die Hollontotes mit demüthiger, schüchternen Ergebung den übermüthigen Eroberern. Die Mehrzahl ging zu Grunde, während noch viele in Dörfern mitten unter die Ansiedelungen zerstreut, ihr Leben als Tagelöhner der reichen und übermüthigen Korn-, Vieh- und Weinbauern kümmerlich fristen.

Diese wenigen Bemerkungen werden hinreichend sein, um unsern Lesern zur Vorbereitung für das Folgende dienen zu können. Ein Blick auf die Karte von Afrika zeigt den gegenwärtigen Umfang der Capcolonie, oder geographisch ausgedrückt, der Südspitze von Afrika; er lehrt, wie weit die Civilisation in diesem geheimnißvollen Erdtheile bisher unter dem Schutze englischer Waffen dringen konnte. Unsere Erzählung wird uns weiter in das Innere führen, in Theile des Continents, von denen wir nur geringe oder sehr mangelhafte Nachrichten haben.

Erstes Kapitel.

Der Kriegerzug. — Der Missionär. — Kaffern und Hottentotten. — Vorbereitungen zum Kriege. — Der nächtliche Ueberfall und die Niederlage der Engländer.

Es war im November des Jahres 17. ., als vom Cap aus eine mehrere tausend Mann starke Militärabtheilung aufbrach, um die gegen dreißig Tagreisen im Innern des Landes liegenden äußersten Grenzpunkte der Colonie gegen die verwegener und öfter sich wiederholenden Einfälle der Kaffern zu besetzen und dieses kriegerische edle afrikanische Volk durch die Künste europäischer Tactik zum Frieden, oder wo möglich zur Unterwerfung, zu zwingen. Als ob ein dunkles Gefühl des Vergeblichseins, oder das Bewußtsein der Unmöglichkeit, in solcher Entfernung von aller Unterstützung den Krieg mit Erfolg zu führen, die Soldaten und Officiere ergriffen hätte — kein feuriges Auge blickte kampfsverlangend über die weiten Ebenen zwischen den fernhinlaufenden Gebirgen nach der Richtung hin, wo der Kampfplatz liegen mochte; kein fröhlicher Gesang aus den Reihen der unter dem Strahl der mildblickenden südlichen Frühlingssonne hinziehenden Krieger; selbst die rohen Scherze des gemeinen Soldaten wurden durch eine dumpfe schwere Ahnung nie-

der gepreßt und nur der im Freien verhallende düstere Ton der Trommeln, welche von Stunde zu Stunde gerührt werden mußten, unterbrach momentan die Einförmigkeit des Kriegerzugs. Schwer gepackte Wagenzüge mit Ochsen gespannen, von Reitermassen eskortirt schlängelten sich knarrend und tief in den feuchten Boden einsinkend durch die einsamen Gefilde. Weit voran und in tiefer Ferne zogen die Wachtpikets der englischen Dragoner in derselben Richtung fort. Die hottentottischen Fuhrknechte waren die einzigen Eingebornen, welche den Zug mitmachten und ihr melancholischer improvisirter, unmelodischer Chorgesang gab der ganzen Scene einen wo möglich noch viel düstereren Charakter.

Das Gefilde war öde, leer. In der Ferne zeigten sich die Wohnungen und Deconomiegebäude einzelner holländischer Colonisten, welche, den neuen Besitzern der Colonie abhold, sich entweder beim ersten Anblick der Engländer geflüchtet hatten, oder trotzig in der Ferne stehend, die Vorüberziehenden mit argwöhnischen, schadenfrohen, oder feindlichen Blicken ohne Gruß vorbeimarschiren ließen.

Mühsam hatte die Colonne eine Gebirgsterrasse nach der andern überstiegen, einen noch von der Regenzeit hoch fluthenden Strom nach dem andern durchsezt. Jeder Tag hatte neue Opfer gekostet, neue Strapazen gebracht und noch war des mühseligen, immer einsamer

werdenden Weges kein Ende abzusehen. Sieben und zwanzig Tagereisen, die auf den wohlgebahnten Strassen des Vaterlandes mit leichter Mühe im dritten Theile der Zeit hätten zurückgelegt werden können, waren vollendet und jetzt wurde die Richtung mehr östlich genommen, um das allverbindende Meer zu erreichen und daselbst einige Kriegs- und Transportschiffe zu erwarten, welche von der Capstadt aus zur Unterstützung der Expedition an die Ostküste beordert worden waren. Mit allgemeinem Jubel stiegen die ermatteten Krieger durch steile, das Sandsteingebirge jäh durchsetzende Pässe hinab zum Gestade des indischen Oceans. Der Ruf »es geht zur See hin« tönte jubelnd aus ihren gelichteten Reihen und zeigte deutlich ihre Unlust, sich weiter in die menschenleeren öden und unbekanntem Gefilde dieses gebirgichten, wilden Landes zu vertiefen.

Sehr unähnlich seinen zahlreichen Begleitern, sowohl dem Aeußern nach, als auch der Denk- und Handlungsweise, blieb auf diesem, einem Rückzug ähnlichen Marsche ein junger Mann, der bisher immer in der Reihe der Vordersten auf einem dürren langbeinigen Klepper geritten war, zurück. Unsere Leser dürfen in diesem Reiter keinen kampflustigen Krieger vermuthen, denn schon sein Aeußeres zeigte genügend, daß ihm die Künste des Krieges völlig fremd waren.

Ein schwarzer Filzhut, mit einer zu beiden Seiten

aufgeschlagenen Krempe, unter dem ein bleiches hageres Gesicht mit blauen Augen, dessen Ausdruck der einer unterschiedenen Sanftmuth und Demuth war, herauschaute, bedeckte seinen mit schlichtem hellblonden Haar bewachsenen Kopf. Ein langer Rock von schwarzem dünnen Wollenzeuge mit großen Schößen und großen hornenen Knöpfen, kurze schwarze Beinkleider von demselben Stoffe, schwarze wollene Strümpfe, Schuhe mit schwarzen eisernen Schnallen, an deren einem ein rostiger Sporn befestiget war, während dem andern dieses grausame Instrument fehlte, übrigens reine Wäsche, wie auch große Reinlichkeit im ganzen äußerst ärmlichen Anzug dieses jungen Mannes, — mit diesen wenigen Worten und etwa mit dem Zusatze, daß er von ungewöhnlicher Größe war, glauben wir unsere lieben Leser hinlänglich mit der Gestalt des Unbekannten vertraut gemacht zu haben.

Der Name des Fremden war Wilberforce; sein Geburtsland Schottland und in demselben ein fast unbekanntes Dörfchen, wo seine Eltern, arme Handwerksleute, ihm durch einen frühen Tod entrissen wurden. Der verwaisete Knabe verließ die Geburtsstätte und wanderte mit den geringen Resten der Habe seiner verlebten Eltern nach Edinburg, um sich hier kümmerlich als Alumnus zu ernähren. Sein anhaltender Fleiß, seine seltene Fügigkeit und Gutmüthigkeit und seine nicht geringen Talente erwarben ihm Gönner, durch

deren Unterstützung er die Universität Oxford besuchte und hier einige Jahre mit mehr als gewöhnlichem Erfolg den theologischen und philologischen Studien oblag. Frühe schon war in ihm der Drang erwacht, seine Kräfte und sein Leben einstens dem Dienste Gottes unter den heidnischen Völkern zu weihen. Aus diesem Grunde suchte er die reichen Schätze des Bildungsortes, woselbst er sich befand, auch in Beziehung auf die sprachlichen Verhältnisse ferner Erdtheile auszubeuten und seine schnelle Fassungskraft, besonders aber sein treues Gedächtniß kamen ihm dabei vortrefflich zu statten. Ausgerüstet mit einer großen Menge von Kenntnissen und mit einem vor keiner, wenn auch noch so großen, Gefahr zurückbehebenden Muth trat er in die Reihe der jüngeren Missionäre, welche vom großen Missionsvereine zu London für ihren künftigen Beruf besonders gebildet und erzogen werden. Er erschien seinen würdigen Lehrern wie ein besonders auswähltes Rüstzeug, von der Vorsehung zu großen Dingen bestimmt, ein neuer Paulus, Licht und Glück den armen unglücklichen Heiden zu bringen. Nachdem er noch mehrere Jahre sich auf seinen gefahrvollen aber auch erhabenen Beruf vorbereitet hatte, Arzneikunde, Botanik, Astronomie und praktische Oekonomie studirt und alle diese verschiedenen Wissenschaften wie durch ein Wunder sich angeeignet, nebenbei aber auch noch Sprachenkunde getrieben und die wichtigsten

und nothwendigsten Kunstgriffe und Fertigkeiten der Chirurgie erlernt hatte, hegte er den eifrigen Wunsch, in eine Lage versetzt zu werden, die ihm Gelegenheit bieten konnte, von allen diesen so mühsam erworbenen Kenntnissen Gebrauch zu machen. Sein Wunsch wurde erfüllt. Er kam durch Vermittelung seiner Gönner auf ein nach Afrika bestimmtes Schiff, das ihn nach einer glücklichen und kurzen Reise an des Cap der guten Hoffnung brachte. Hier wurde er mit einer ihm angehörenden oder anvertrauten Menge Büchern, Arzneigegegenständen, chirurgischen und astronomischen Instrumenten, dann einem großen Vorrathe von Handwerkszeugen und besonders von Ackergeräthschaften an das Land gesetzt. Besondere Empfehlungen an den Gouverneur des Caps, General R . . . , erwarben ihm die Theilnahme dieses Herrn, der ihn öfters zu sich kommen ließ und durch seine persönliche Bekanntschaft mit Hochachtung und Theilnahme für ihn erfüllt wurde.

General R . . . erkannte die persönliche Tüchtigkeit und den hohen Glaubensmuth unseres würdigen Freundes Wilberforce und versuchte es mehrmals ernstlich, ihn zur Annahme einer Pfarrstelle in der Capstadt zu bewegen. Er stellte ihm die Gefahren vor, die ihn unter den wilden afrikanischen Stämmen erwarteten, er schilderte ihm das traurige Schicksal, das einige Missionäre unter den Barbaren bereits betroffen hatte, er erklärte ihm die

Unmöglichkeit, ihm auch nur einen geringen persönlichen Schutz zu theil werden zu lassen; — aber ohne Erfolg. Wilberforce war entschlossen, sein Leben zu wagen, um das Evangelium den Heiden zu verkündigen und ähnliche Schilderungen schienen seine Beharrlichkeit eher zu erhöhen, als zu erschüttern. Als Wilberforce einige male in der Hauptkirche des Caps gepredigt und sich durch seine ergreifenden Reden die Liebe und das Zutrauen seiner Zuhörer in hohem Maasse erworben hatte, verdoppelte man von allen Seiten die Bemühungen, ihn für die Gemeinde als Prediger zu erhalten. Aber es war vergebens; sein Entschluß stand fest.

Nachdem die Regenzeit verflossen war, wurde ein im Cap garnisonirendes Infanterieregiment nebst vielen andern Truppen, die zum Kriege gegen die Kaffern bestimmt waren, nach der Nordostgrenze der Colonie an den großen Fischfluß und zur Algoobai, abgesendet. Während diese Truppen den Weg zu Lande machen mußten, um die aufrührerischen holländischen Colonisten in Respekt zu erhalten, ging ein Geschwader eben nach jener Bai ab, welches das nöthige leichte Geschütz an Bord hatte, sowie alle Geräthschaften und Arbeitsleute zur Anlegung eines festen Lagers und wohlgesicherter kleiner Forts. Durch diesen Kriegszug sollten die Kaffern wo möglich unterworfen, wenigstens von der Grenze zurückgeschlagen werden. Man bot Wilberforce einen

Platz auf einem Transportschiffe an. Aber er bat nur um das Ueberschiffen seiner Geräthschaften und zog es vor, mit den Truppen zu reisen und durch das Ertragen aller Beschwerden und Entbehrungen des weiten Marsches sich an das Klima und an das, was vielleicht seine vereinzelte Stellung mitten unter einem uncivilisirten Menschenstamme mit sich bringen möchte, allmählich zu gewöhnen. Er nahm Abschied von seinem wohlwollenden Gönner und den neuerworbenen Freunden und eine Reihe von wenigen, aber mühseligen und an traurigen Erfahrungen reichen Tagen trennte ihn auf immer von denen, die ihm durch den kurzen Aufenthalt am Cap lieb und werth geworden waren. Die besten Wünsche folgten ihm nach, das Mitleid aller guten Menschen, die bei seinem Scheiden wie von einem Sterbenden von ihm Abschied nahmen und ihn je wieder zu sehen kaum zu hoffen wagten. Wir haben schon aus dem Vorhergehenden gesehen, daß Wilberforce glücklich mit den Truppen in die Nähe des großen Fischflusses kam und nur mit unbehaglichem Gefühle plötzlich die Colonne die Richtung nach der See hin einschlagen sah. Je näher er dem Lande kam, wo er arbeiten wollte am Werke Gottes, desto mehr erhöhte sich sein Sehnen und sein Eifer und ein desto größerer Verlust schien ihm ein Aufenthalt von nur wenigen Tagen zu sein.

Glücklich gelangten die Truppen zu dem Meerbusen

und an die Mündung des großen Flusses, der sich hier in die See stürzt. Die Schiffe lagen schon seit mehreren Tagen im Hafen vor Anker und es hatte sich zwischen den Seeleuten und den in der Nähe wohnenden Kaffern und Hottentotten bereits ein lebhafter Verkehr gebildet. Die Gegend wurde durch die Ankunft so vieler Menschen äußerst belebt. Die Truppen erholten sich von ihrem beschwerlichen Marsche; es wurden Lazarethe errichtet, Waffenübungen veranstaltet. Die Eingebornen brachten Lebensmittel herbei und zwischen ihnen und den Capitänen der Transportschiffe entstand ein friedlicher Tauschhandel. Die Produkte der Viehzucht, zumal die treffliche, dem Merino ähnliche Schafwolle, Butter, Seife, Straußfedern, Leoparden- und Löwenhäute, die großen Zähne der Elephanten und des Rhipferdes, wurden gegen europäische Waaren umgesetzt und der Verkehr nahm von Tag zu Tag zu. Wilberforce hatte jetzt Gelegenheit genug, sich mit dem Charakter der Eingebornen bekannt zu machen, insbesondere mit dem der Kaffern und Hottentotten. Letztere waren am häufigsten auf dem Platz anwesend; erstere ließen sich weniger sehen und dann nur Kaffern von solchen Stämmen, welche mit der Colonie im Frieden und innerhalb des Gebietes derselben lebten, wogegen die wilden Kaffernstämme bei der ersten Nachricht vom Nahen englischer Truppen ihre zunächst liegenden Dörfer verbrannten, sich in die

Gebirge zurückzogen und sich hier zum Kriege versammelten und rüsteten.

Um nun unsere Leser mit den beiden Volksstämmen bekannt zu machen, wird zwar bezüglich der Kaffern unsere Erzählung genug Gelegenheit darbieten, weniger aber hinsichtlich der Hottentotten, denn diese leben gegenwärtig zerstreut innerhalb des Gebietes der Colonie. Ehedem bildeten sie einen nicht unbedeutenden Volksstamm; aber dieses gutmüthige, unfriegerische, aus seinen alten Besizungen verdrängte Volk traf unter der holländischen Verwaltung ein so hartes Loos, daß ihre Zahl bis zum Jahre 1807 nach einer damals vorgenommenen Zählung nur 17570 Seelen betrug. Sie waren für gänzlich unfähige, elende, schmutzige, halbtierische Menschen ausgeschrieen worden. Die rohen, gefühllosen, selbstsüchtigen holländischen Bauern hatten sie in völlige Sklaverei gebracht und sie standen bei diesen übermüthigen Eindringlichen gleich einer niedrigeren, Kaste in wahrer Dienstbarkeit. Als England die Capcolonie übernahm, suchte man vor allem das Elend dieser armen Menschen zu lindern. General D. . . bildete aus ihnen zuerst ein eigenes Milizcorps, nach Art der Seapoy's in Ostindien und gab ihnen dadurch ihre Würde in der menschlichen Gesellschaft wieder. Durch die strengste Disciplin, Gehorsam, Vernunftigkeit, Reinlichkeit zeichneten sie sich sogleich in gleichem Grade aus, wie die europäischen

Soldaten der Capcolonie und es lieferten dadurch diese armen Menschen den Beweis, daß ihre Entartung aus ihrer Unterdrückung, Verarmung und Noth hervorgegangen war. Auch die Uebrigen vertauschten schnell ihre Schaspelze mit wollenen Kleidern, ihren Schmutz mit Reinlichkeit und in den neuen Missionen der Brüdergemeinden zeigten sie sich für das Christenthum und die Gewöhnung zur geselligen Ordnung, wie zum sittlichen Lebenswandel selbst noch empfänglicher als der Viehbauer der Capcolonie. Die übrig gebliebenen Reste dieser Hottentottenstämme werden den Capbewohnern von größten Nutzen durch ihre Dienste als Viehhirten, Wagensführer, Gärtner und Handlanger. Wilberforce machte bei ihnen ganz dieselben Bemerkungen. Sie waren empfänglich für seine Erzählungen, aufmerksame Zuhörer und zeigten nicht geringen Verstand und viele Beurtheilungskraft. In Gesprächen mit ihnen suchte er seine Kenntniß ihrer Sprache zu vervollkommen und sich mit ihren Begriffen und ihrer Denkungsweise bekannt zu machen. Beides gelang ihm bald, während bei den Caffern gerade das Gegentheil statt zu finden schien. Doch wir kehren zu unserer Erzählung zurück.

Nach mehreren Wochen gelangten andere Regimenter, theils aus europäischen Truppen, theils aus Hottentotten, Negern, oder den ostindischen Scapoy's gebildet, auf dem Lagerplatze an der Algoobai an, der als Erholungs-

platz für die Truppen bestimmt war. Ein Fort wurde gebaut und seine Mauern wuchsen durch die vereinigte Thätigkeit des Militärs und der Arbeitsleute, welche vom Cap hieher gesendet worden waren, zusehend aus dem Boden hervor. Die anscheinende Unthätigkeit der Engländer machte die kriegerischen Kaffernstämme fecker. Sie gingen rasch aus dem Zustande vorsichtiger Beobachtung, in dem sie sich bisher gehalten hatten, zur Offensive, zum kühnen Angriffe über. Der nächtliche Himmel war oft geröthet von den Flammen der Dörfer und der Desonomiegebäude der Pflanzler, die sie überfielen und in Brand steckten. Einzelne Reiterpikets, die über den Strom auf feindliches Gebiet vorgeschoben waren, erlitten furchtbare Angriffe und Ueberfälle der Barbaren und durften sich glücklich preisen, wenn es ihnen mit großem Verluste gelungen war, unter den Schuß der englischen Kanonen sich zurück zu schlagen. Viele Krieger gingen auf diese Weise verloren, ehe das englische Heer im Stande war, mit Erfolg etwas gegen den Feind zu unternehmen. Nur der Muth und die Erbitterung der Truppen stieg von Tag zu Tag mehr und mehr, je öfter sich diese Einfälle wiederholten und mit je größerer Grausamkeit die Wilden gegen die wehrlosen Einwohner, oder gegen Gefangene, die in ihre Hände fielen, verfabren. Wilberforce blieb diesen kriegerischen Scenen fremder, als man hätte vermuthen sollen. Er fand hier Gelegen-

heit zur segensvollsten Thätigkeit, sobald er nur einigermaßen Sprache, Sitten und Denkungsweise der Landesbewohner kennen gelernt hatte. Er wirkte gleich wohlthätig als Arzt und Seelsorger, jemehr der Krieg die befreundeten Horden der Eingebornen um das Lager zusammendrängte. Bald gewann er das Vertrauen dieser armen Menschen in hohem Grade, und als später Gefangene und Verwundete der Kaffern zahlreicher eingebracht wurden, gelang es ihm, auch diese durch die ihnen mit milder Hand gespendeten Wohlthaten sich nicht selten zu befreunden.

Nur das Werk ihrer Befehrung zum Christenthume wollte nicht so schnell vorwärts schreiten, als es der feurige Missionär gehofft hatte. Die Umgebungen waren nicht geeignet, diese Bemühungen unseres Freundes nur einigermaßen zu unterstützen. Das Benehmen des Militärs, ihre frivolen Ansichten von höheren Dingen, die Unsittlichkeit, welche das ungerregelte Leben im Lager mit sich bringt, diese und noch viele andere Hindernisse stellten sich unserm Wilberforce in den Weg. Er sehnte sich darnach, diese geräuschvolle Menschenmasse verlassen zu können. Er wünschte sich fort in die entlegene Wildniß, um hier allein mit Gott und unter seinem allmächtigen Schutze sein Werk vorbereiten und beginnen zu können; allein hiezu war vor der Hand keine Aussicht vorhanden.

Gleiche Gefühle der Unzufriedenheit machten aber

auch die Truppen nachgerade unmuthig. Diese tapfern, schlachtgewohnten Männer sahen sich vom Cap aus hieher in eine entlegene Wildniß versetzt, weit hinaus über die Grenze aller Civilisation, ohne bisher einen Feind erblickt zu haben, der ihnen würdig schien, ihre Kräfte und ihre Tapferkeit an ihm zu versuchen. Der Oberbefehlshaber, dem diese jetzt bis zur Anzahl von 5000 Mann angewachsene Truppenmasse untergeordnet war, erfüllte die Erwartungen nicht, die der Gouverneur, General R . . . , von ihm hegte. Sein Ruf hatte ihn als einen tapfern Soldaten auf dem Schlachtfelde bezeichnet. Er hatte bei Gelegenheit eines Krieges in Ostindien seinem Vaterlande durch entschiedenen, mit großer Vorsicht gepaarten Muth sehr wichtige Dienste geleistet und man hatte deshalb das Vertrauen in ihn gesetzt, daß er auch hier mit Erfolg gegen die Eingebornen verwendet werden könnte. Aber Obrist K . . . verlor den Kopf, als er gezwungen war, nach eigenem Ermessen ohne Befehl eines Höheren zu handeln. Er war zu stolz, seine Untergebenen um Rath zu fragen und zu vorsichtig, etwas zu wagen, das ihn um seinen Ruf bringen konnte, wenn es fehl schlug. Er beschränkte sich deshalb darauf, an den Ufern des Fischflusses von der Allgoobai an bis etwa drei geographische Meilen in das Innere eine Kette von Posten zu errichten und jeden Verkehr mit dem Innern der Colonie auf der ganzen Kafferngrenze zu sper-

ren. Dieser Versuch gelang schlecht, denn er hatte mit einem Feinde zu thun, der sich mit Leichtigkeit durch diese Postenlinie hinschlich. Die einzelnen Pikets bekamen dadurch einen gefährlichen Stand; die Linie wurde unterbrochen und die an tapfern Angriff gewöhnten, in kleine machtlose Abtheilungen zersplitterten englischen Truppen wurden auf diese Weise zu einem gefährlichen Vertheidigungskrieg gezwungen, der ihren Muth lähmte, Unzufriedenheit erzeugte, alle Disciplin zu vernichten drohte und, was am Ende das Schlimmste war, den wilden grausamen Feind, der sich bisher in einer respektvollen Entfernung gehalten hatte, mit Troß und Verachtung vor den Truppen der Colonie erfüllte. Als man bemerkte, daß diese Art, Krieg zu führen, viele Opfer kostete, ohne Gewinn zu bringen, gingen Beschwerden der Untergebenen an den Gouverneur ab. Man hatte im Cap schon längst auf Nachrichten vom Kriegsschauplatz mit großer Begierde gewartet, erhielt aber nur gewöhnliche Berichte von sehr unerquicklicher Magerkeit. Da erfuhr der Gouverneur durch die Beschwerden, welche von dort her einliefen, den wahren Stand der Dinge und nun wurde ein neuer Befehlshaber ernannt, der den bisherigen zurückrufen und im Kommando ersetzen sollte. Allein ehe dieser auf dem Kriegsschauplatz anlangen konnte, hatte dort der Stand der Sache sich geändert und die Kaffern hatten durch einen unerwarteten und mit wilder

Kühnheit ausgeführten Angriff die Engländer aus den wenigen Posten, die sie jetzt noch in der Nähe der Bai behaupteten, verdrängt und zurückgeworfen. Ehe wir dieses traurige Ereigniß erzählen, wollen wir unsere Leser mit der Gegend, woselbst es sich ereignete, bekannt machen.

Die Algoobai, in welche sich der große Fischfluß ergießt, liegt an der Ostküste von Afrika und mündet sich in den indischen Ocean aus, dessen große Westströmung mächtig gegen Süden dringend, an ihr vorüber rauscht. Nördlich zu ihr heran strömt der vorhingenannte Fluß und sendet hier seine Wasser in der Breite von fast einer geographischen Meile in das Weltmeer. Es ist unmöglich, mit Seeschiffen seine Mündung zu befahren, da gefährliche Barren *) dieselbe versperren. Die Ufer dieses großen Flusses sind mit dichten Waldungen eingesäumt; der nächste Rand der Gewässer und die seichteren Stellen, bedeckt von einer fast undurchdringlichen Mangrovwaldung, sind der Aufenthalt der Nilpferde und ungeheurer Krokodille, während ein unzähliges buntes farbiges Gefieder die Wipfel belebt und die verschlungenen Dickichte zahlreichen Affenheerden zum Aufenthalt dienen. Das südliche Ufer der Bai hat einen breiten, meilenlangen Abhang, der sich allmählig gegen Süden zu Ge-

*) Sandbänke, auf denen die Wellen branden.

birgen erhebt, durch die nur einzelne Pässe nach den Hochebenen der Colonie hinführen, die dann wieder, aber sehr allmählig, zum Cap selbst abfallen. Der Strom kommt aus dem gebirgichten Innern durch ein prachtvolles Thal, das mit einer edlen majestätischen Waldung erfüllt ist, während die breiten Abhänge der Gebirge nur einzelne Baumgruppen zeigen und an andern Stellen das öde Geröll der verwitternden Kalk- und Sandsteinschichten. Das Auge kann den Stromlauf bis in die tiefste blaue Ferne verfolgen, wohin noch nie der Fuß eines Europäers zu dringen wagte. Das linke Stromufer ist fast unbekanntes Land, während das rechte von den Engländern als die Grenze der Colonie betrachtet wurde, eine Annahme, der sich die Eingebornen mit aller Energie eines tapfern Volkes widersetzen, das dem Uebermuth fremder Eindringlinge das väterliche Erbe zu entreißen sucht.

Das Lager der Engländer stand auf dem Südrande der Bai und die neuerbaute, jetzt nach Verfluß eines Vierteljahres fast vollendete, Citadelle war so vortrefflich auf einer in das Wasser vortretenden Landenge gelegen, daß sie mit ihren Kanonen den Eingang in die Bai nicht nur beherrschte, sondern die Engländer auch zu Herren der Umgebungen machte. Ein sehr wasserreicher Bach ergoß sich unter ihren Mauern in die See und die Tiefe des Wassers war unter der letzten am weitesten

vorgeschobenen Redoute gerade so groß, daß ein Proviantschiff bis dahin segeln und dort vor Anker gehen konnte, während die Kriegsschiffe nur in größerer Entfernung, außerhalb der Schußweite, sich vor Anker zu legen vermochten.

Diese vortheilhafte Lage konnte den Einsichten des Befehlshabers nur Ehre machen. Fort Eduard, (so nannte er es dem Gouverneur zu Ehren) wäre nun ein herrlich gelegener Ort gewesen, von dem aus alle Operationen gegen die Kaffern aufs Beste hätten unternommen werden können. Aber Oberst R. . . versplitterte seine Truppen in kleine, machtlose Abtheilungen, die keinen Angriff wagen, ja sich kaum gegen solche vertheidigen konnten. Sein Plan schien dahin zu gehen, hier nach und nach eine Kette von Forts zu errichten gegen einen Feind, der durch solche nichts weniger, als erschreckt und abgewiesen werden konnte. Dieser Fehler kostete vielen Menschen das Leben und er selbst konnte ihn durch heroische Aufopferung und Tapferkeit nicht mehr gut machen.

Während die Engländer durch die Angriffe ihrer wilden Feinde beständig in Athem erhalten wurden, erkannte der Anführer der Kaffern, ein berühmter Krieger, endlich die Blöße, welche sich Oberst R. . . gegeben hatte. Sein Heer war zu einer Größe angewachsen, die es ihm möglich machte, etwas Bedeutendes zu

wagen. Die Spione erforschten die Stellungen der Truppen genau; ja sogar die Anzahl der Soldaten, welche auf den einzelnen Posten verwendet waren. Dieser kluge und tapfere Barbar erkannte, daß jetzt der rechte Augenblick zum Handeln gekommen war und er beschloß, seine Gegner auf einen Schlag zu vernichten.

Es war am 16. Oktober des Jahres 17 . . .; eine strahlende Frühlingssonne beleuchtete die herrliche Gegend. Die Truppen, welche im Fort lagen, waren frohen Muthes, und gaben sich ganz dem Vergnügen hin, welches die Unthätigkeit zu einer so schönen Jahreszeit bei Leuten erwecken kann, die keinen höheren Beruf kennen, als den Eingebungen ihrer Launen zu folgen und die Zeit mit andern ihres Gleichen hinzubringen. Der Abend sank auf das Meer und von allen Seiten ertönte schallendes Gelächter, frohe Laute der Sänger und Tänzer. Selbst die einbrechende Nacht verscheuchte diesen Lärm des Lagers nicht. Man hätte glauben können, diese Truppen befänden sich mitten im ruhigen und sichern Vaterlande, statt auf feindlichem Boden, und sie hätten nichts zu fürchten, als die Strafe ihrer Vorgesetzten, wenn sie etwa Fehler in der Ordnung des Lagers zu begehen Lust bezeigten.

Mancherlei warnende Zeichen blieben unbeachtet. Die Sicherheit der Truppen und ihrer Befehlshaber war so groß, daß man ganze Rähne voll bewaffneter

Eingeborner, die sich in der Bai herumtrieben, unbeachtet ließ, daß man es übersah, wie alle dem Kaffernstamme angehörigen, bisher im Lager befindlichen Eingebornen sammt Hab und Gut sich auf diesen Kanots einschifften und das gegenüberliegende Ufer zu erreichen suchten. Man übersah die ängstlichen Gesichter der Hottentotten, die still und furchtsam sich entfernten, um die gegen Süden liegenden Gebirge zu erreichen. Nur eine geringe Anzahl vorsichtiger Militärs setzten vor dem Lösen des Nachtsignals, wo alle Unruhe im Lager aufhören mußte, ihre Waffen zum augenblicklichen Gebrauch in den Stand und gaben sich dann der Ruhe hin, die ihnen das Bewußtsein einflößte, daß die Wachen, welche rings um das Lager aufgestellt waren, jede Gefahr entfernen, oder die Schlummernden wenigstens frühzeitig genug von dem Drohen einer solchen in Kenntniß setzen würden. So nahte die Mitternachtsstunde. Die Runden umgingen das Lager, während in demselben, wie auf der weiten im Mondschein glänzenden Gegend, eine tiefe Stille lag und aus der Ferne nichts als das hohle Gebrüll der schweifenden Leoparden, oder das schaurige Geheul hungriger Hyänen sich vernehmen ließ, als plötzlich aus weiter Ferne vom Nachtwind getragen das dumpfe Knattern des Gewehrfeuers herandrang und bald hernach Feuerschein den nordwestlichen

Himmel röthete und die runden Kuppen der Gebirge matt erleuchtete.

Die wachhaltenden Männer in der Citadelle bemerkten diese Zeichen kaum, als sie dieselben auch schon dem Commandeur meldeten, dessen fehlerhafte Anordnung in diesem Augenblick so verderbenvolle und unglückliche Früchte trug. Oberst R . . . erkannte sogleich die Gefahr und sah jetzt ein, in welcher schrecklichen Lage sich die entfernten vereinzeltten Militärposten befinden mußten. Er ließ schnell die Lärmkanonen lösen und im Augenblick bewies ein dumpfes verwirrtes Getöse, daß die im Fort und Lager vertheilten Truppen sich zu regen begannen. Nach wenigen Minuten wirbelten die Trommeln, schmetterten die Trompeten, flammten die Wachtfeuer heller und erschallte und drang durch dieses Getöse das Rasseln der Waffen, welche die erschreckten aus dem Schlafe erweckten Krieger zum Kampfe ergriffen.

Oberst R . . . war schon zu Pferde; seine Adjutanten flogen nach allen Seiten und die von ihnen überbrachten Befehle bewiesen, daß er trotz aller begangenen Fehler den Ruf eines tüchtigen Kriegers, der ihm vorangegangen war, sehr wohl verdiente. Die sämtliche hier versammelte Reiterei mußte sich bis auf Wenige zum Auszuge rüsten und auf dem Hofe der Citadelle standen schon vier Kanonen und zwei Haubitzen bereit, um den

Reitergeschwadern zum nächtlichen Kriegerzuge zu folgen. Zwei Schwadronen leichter Reiter brachen zum Vortrapp auf und vertheilten sich sogleich, um dem Kampfplatze, den der Schein der Flammen jetzt hell genug anzeigte, rasch, aber vorsichtig, zu nahen und dabei die ganze Gegend zu rekognosciren. Sobald die ganze Infanterie unter Waffen stand und vortheilhafte Positionen in der Nähe des Lagers besetzt hatte, folgten ihnen die Dragoner und die leichte Artillerie, während zwei Kompagnien Seapois in geschlossener Colonne schweigend nachzogen.

Das Fort war vollkommen besetzt und einem, dem Oberst K . . . wohlbekannte Officier zur Bewachung anvertraut. Die tiefe Stille in der Gegend wurde durch nichts unterbrochen, als durch das ferne Toben des Kampfes, der von Minute zu Minute, an Hestigkeit zuzunehmen schien. Längst hatte der letzte Nachzügler der Truppen die Umgegend verlassen und ein düsteres unheimliches Schweigen verbreitete sich wieder rings um das Lager, wo wenige Minuten vorher noch eine so große Lebendigkeit geherrscht hatte. Die ganze Mannschaft stand schweigend unter den Waffen; man lauschte ängstlich auf das ferne Kampfgetöse, das an Hestigkeit nach und nach zu verlieren schien, eine Bemerkung, die weniger Hoffnungen, als vielmehr gräßlichen Befürchtungen Raum zu geben sehr geeignet war. Es kam der Morgen heran.

Plötzlich ertönte fast unter den Mauern des Forts ein gressler, schrecklicher Schrei, so heftig und wild, daß er weithin in der stillen Umgebung vernehmlich war. Sogleich hierauf folgten Flintenschüsse und, ehe noch die Truppen Zeit zur Besinnung hatten, ertönte ein Geheul von so barbarischer Wuth, daß die Herzen selbst der tapfersten Krieger vor Schreck erbehten. Dieser gräßliche Laut schien die Luft, die Erde, das Meer zu erfüllen; er ertönte mit gleich furchtbarer Stärke von allen Seiten, aus der Mitte des Lagers, wie aus der ganzen Umgebung, vom Fort, wie von der Bai. Er schien von in der Luft schwebenden Dämonen, wie von höllischen Geistern, aus dem Innern der Erde erhoben zu werden. Kaum vermochten die Krieger ihre Waffen fester zu fassen, als sie auch schon, gleichsam wie ein schwarzes Gewimmel, aus dem Innern des festen Grundes herausbrechend, unzählbare verworrene Schaaren von blutgierigen Africanern rings umher aufstaumeln und aufspringen sahen, die mit rasender Schnelligkeit auf sie zustürzten und mit schreckbarem Kampfschrei, mit thierischer Wuth sich auf die Europäer stürzten. So schnell, so unerwartet und mit so furchtbarer Geschicklichkeit wurde dieser Ueberfall ausgeführt, daß die englischen Soldaten, gegen die er zunächst gerichtet war, von ihren Waffen gar nicht den gewohnten Gebrauch zu machen vermochten, sondern Mann gegen Mann

kämpfend mit dem Bajonett sich ihrer blutgierigen rasenden Feinde zu erwehren suchen mußten. Dabei geschah es, daß ganze Reihen tapferer Männer, ohne es sich zu versehen, zu Boden gerissen, unter dem Dolch oder der Keule ihrer Angreifer dahin sanken, ohne daß es ihnen möglich war, sich ihrer zu erwehren; daß andern zu Duzenden die Waffen entrissen und sie von den Afrikanern unter schweren Mißhandlungen in die schmachvollste Gefangenschaft geschleppt wurden. Erst nachdem die Kanonen des Forts die Umgegend bestrichen, und als es mehreren Kompagnieen alter versuchter Krieger gelang, sich zu sammeln und die immer von neuem mit tollkühnerer Wuth anstürmenden Feinde mit einem Musketenfeuer zu empfangen, das eine um so gräßlichere Niederlage unter ihnen anrichtete, je dichter und je näher die verworrenen Massen der Wilden den Mündungen der Gewehre waren — erst dann gelang es, mehrere der gänzlich umzingelten Abtheilungen zu retten. Allein die Hoffnung, das Lager zu beschützen, mußte aufgegeben werden. Schon war dasselbe erfüllt von raubgierigen Kaffern, welche ergriffen und raubten, was ihnen des Nehmens werth schien, welche die wehrlosen Frauen der Krieger und die Kinder derselben, die in diese entlegene Wildniß gefolgt waren und im Lager gewohnt hatten, gefangen mit sich fortschleppten, und als nichts ihre Habgier oder ihre Wuth mehr reizen konnte, die

niedergerissenen Zelte in Brand steckten. Die taktischen Künste der europäischen Krieger hatten endlich über die wilde Todesverachtung der Afrikaner einen blutigen Sieg errungen. Es gelang den einzelnen Abtheilungen, sich in festgeschlossenen Massen unter die Wälle des Forts zurückzuziehen, nachdem der furchtbare Kampf bis zum Anbruch der Morgenröthe gedauert hatte und bald hernach erhellte der junge Tag ein Gemälde, das über jede Beschreibung gräßlich war. In einen dichten Haufen zusammengedrängt, standen die Reste der Truppen, die dem schrecklichen Gemetzel entronnen waren, längs den Sanddünen hin, die sich rechts vom Fort nach dem Meere zogen. Der weite Platz, woselbst das Lager gestanden hatte, war erfüllt mit Wilden, die heulend unter schrecklichen Gebehrden wahnwitziger Wuth dort umherrannten. Die Leichname der Gefallenen waren jetzt Gegenstände ihrer Rache und ein noch gräßlicheres Gelüste kanibalischer Gier schienen sie befriedigen zu wollen. Die Bai war gerade leer von europäischen Schiffen, aber eine unzählbare Anzahl von Canots lag an den ferneren Ufern und zeigte deutlich, welchen Weg die Angreifer genommen hatten. Schon schiffte man die Gefangenen ein, um sie nach dem gegenüberliegenden Ufer zu bringen auf feindlichen Boden und sie nach den entlegenen Wildnissen fortzuführen. Man sah sie ihre Hände ringen, ihre Verzweiflung, ohne ihnen helfen zu

können, ein gräßlicher Anblick für die Engländer, die mit stummem Zorn ihre Augen davon abwendeten.

Diesen Moment hatte der Kommandant erwartet, und das ganze Geschütz der Citadelle, durch welches die Umgegend weithin bestrichen werden konnte, begann nun zu spielen. Noch hatten die Wilden die schreckliche Wirkung des Kanonensfeuers nicht kennen gelernt, da die Nacht den vortheilhaften Gebrauch dieser furchtbaren Waffen unmöglich gemacht hatte. Jetzt besiegte die schreckliche Wirkung der Geschütze ihren barbarischen Troß. Sie flohen heulend vor Wuth und Entsetzen in ihre Kähne. Aber auch dieser Weg zur Flucht wurde ihnen ein gräßlicher Todespfad. Die Kanonen der Engländer zertrümmerten Duzende von Kähnen, die mit blutgierigen Afrikanern erfüllt das Weite suchten. Sehr viele Fahrzeuge wurden beschädigt von den einschlagenden Kugeln und die Wilden trieben sterbend auf den Fluthen umher; viele Hunderte fanden bei diesem Rückzug noch einen gräßlichen Tod.

Die erschöpften Krieger säuberten nun vorsichtig die Ebene und jetzt erst konnte man die Verluste erkennen, welche dieser Ueberfall gekostet hatte. Allein hiezu blieb nicht lange Zeit, denn andere Ereignisse nahmen die ganze Theilnahme und Aufmerksamkeit der Engländer in Anspruch.

Plötzlich erschien am Saume der Gehölze, durch

welche der Weg nach dem am Stromufer angelegten Militärposten führte, ein verwundetes Pferd, das sich dem Anscheine nach mühsam nach der Sidatelle hinzuschleppen suchte. Mehrere Reiter, die in der Nähe umherstreiften, ritten herbei, um dasselbe einzufangen, als einige Pfeile aus einem Gebüsch zischten und dem ohnehin todesmatten Thiere Hals und Brust durchbohrten, daß es sterbend dahinsank. Die Dragoner feuerten ihre Karabiner ab und die zurückgebliebenen Wilden, die bisher lauend hier im Versteck gelegen hatten, flüchteten heulend vor Wuth in die dichterem Wildnisse.

Jetzt erst war es möglich, ohne Gefahr dem so eben im hohen Grase verendenden Thiere zu nahen und man erkannte schaudernd, daß es seinen todten Reiter am Zügel bis hieher geschleppt hatte. Vom Torngestrüpp zerrissen, vom Hufschlag und dem Hinzerrn über scharfes Gestein verstümmelt, bot der Todte einen gräßlichen Anblick dar. Mehr als ein Duzend Pfeile und Assagayen (so nennt man die Lanzen der Wilden) hatten seinen Leib durchbohrt und steckten noch mit den Spitzen in demselben. Nur die Uniform, die in Fetzen um die blutigen Glieder hing, ließ errathen, daß man hier den Leichnam eines der beliebtesten und tüchtigsten Offiziere des Reiterregiments vor sich habe, eine schreckliche Thatsache, die mit Sicherheit auf eine Niederlage der Truppen schließen ließ, welche Oberst R. . . bei anbrechendem

Tage aus dem Lager geführt hatte, um den von den Wilden angegriffenen Militärposten zu Hilfe zu kommen. Der Angriff hatte also nicht allein die um das Fort gelagerten Truppen betroffen, sondern auch die Reiterkolonne mußte auf ihrem gefahrvollen Wege Ueberfälle der Wilden erfahren haben und ihnen entweder gänzlich erlegen sein, oder schweren Verlust erlitten haben. Eine neue Angst, die Sorge für die Kameraden, denen man noch dazu keinen Beistand leisten konnte, weil der Platz nicht noch mehr von Truppen entblößt werden durfte, gesellte sich zu dem Gefühl des Schmerzes.

Wir verlassen diese gebeugten Truppen, und folgen denjenigen, die Oberst R . . . den Militärposten zu Hilfe führte. Die vorauseilenden Reiter brachen bald hernach in die zwischen Strom und Gebirg stehende Hochwaldung ein und tiefes Dunkel umhüllte die im engen Wege schweigend dahinziehenden Krieger. Hier lehrte die eigene Erfahrung den unbesonnenen Anführer einen neuen Fehlgriff einsehen, den er begangen hatte. Statt nämlich durch das Dickicht einen breiten Fahrweg zu bahnen, hatte er sich damit begnügt, das Gehölz nur in der Breite von etwa zwanzig Fuß ausreuten zu lassen. Nun sollte Artillerie auf diesem feuchten dunstigen Boden fahren, aber die Kanonen sanken bis an die Axt in den Moorboden; die Pferde der Reiter traten tief in den morastigen Grund und, um nur vorwärts zu kommen, mußte die

Reiterei in eine schmale langhingesireckte Kienie aufgelöst durch diese Waldwildniß dem Kampfsplazze mühsam sich zu nähern suchen. Mehrere höhere Offiziere machten dem Kommandanten Vorwürfe über diesen Fehler und unterließen es nicht, ihm die Gefahren in Erinnerung zu bringen, denen die Reiterei auf ihrem mühsamen Pfade durch diese dichtverwachsenen Forste ausgesetzt wäre. Allein jetzt war es zu spät; das ferne Getöse des Kampfes und der Widerhall desselben, der durch die erhabenen Wipfel rauschte, verdrängte bald jeden andern Gedanken. Der Weg wurde so rasch als möglich zurückgelegt und man nahte endlich nach Ueberwältigung unglaublicher Hindernisse und Schwierigkeiten dem ersten Posten. Dieser lag auf einem wellenförmigen Hügel, von dem die Waldung abgereutet worden war und welcher gegen den Strom ein ziemlich bedeutendes Vorland bildete. Oberst K . . . hatte diesen Punkt gewählt, weil derselbe den Strom beherrschte und weil gegenüber einige nicht unbedeutende Kraals (Dörfer) der Kaffern gelegen waren, woselbst früher mit den Colonisten ein lebhafter Verkehr und Tauschhandel bestanden hatte. Die weite Thalsohle war hier zu Ackerland umgewandelt worden, aber die Kaffern hatten die Niederlassungen zerstört und die früheren Felder waren längst wieder ein Raub der Wildniß. Beim Ausbruch des Krieges hatten auch die Kaffern ihre Dörfer verbrannt und sich in die

Wildniß der Karrooberge zurückgezogen. Bis in Nähe dieses Postens war Oberst K . . . gelangt, ohne auf seinem Pfade auch nur eine Spur des Feindes zu sehen, obwohl hohl und schauerlich das Kampfgebrüll der Wilden herüberdrang durch die dunkle Waldnacht und das Flintenfeuer in den Wipfeln der ungeheuern Bäume einen tausendfachen Wiederhall hervorrief.

Plötzlich stockte der Zug der Reiter; Geschrei und wirres Rufen, Stampfen und Wiehern der Pferde, wilde Flüche der an einander sich drängenden Reiter, Waffengerassel, Nachdrängen derer, die noch im Dunkel des Waldes fortritten, ohne zu wissen oder sehen zu können, was vorne geschah, Verwirrung, Betroffenheit — alles dieses war die Sache eines Augenblicks. Die Befehle der Offiziere machten sich endlich geltend, Stille trat ein und jetzt war es möglich, die Ursache dieses Unfalls zu entdecken. Ein Berhau dicht verschlungener Bäume sperrte den Weg nach der Ebene; es sollte rasch beseitigt werden. Mehrere Reiter sprangen zu diesem Ende von den Pferden und versuchten es, die Hindernisse zu beseitigen. Darüber wurde die in diesem Augenblicke so nöthige Vorsicht vergessen; die Reiter begannen zu schwätzen, einander zuzurufen, den Weg, die Kaffern, das eingetretene Hinderniß und viele andere Dinge zu verwünschen und es entstand ein lautes Getöse, das um so gefährlicher und thörichter war, je näher man sich am

Feinde befand, je mißlicher und schrecklicher es war, wenn der eng im Walde eingefeilte Reiterzug von ihm angegriffen werden sollte und je weniger es möglich war, sich unter solchen Umständen gegen einen gewandten, tapfern und blutigierigen Feind zu vertheidigen. Diese Verwirrung nahm noch überhand, als die rasch marschirenden Seapoy's nebst der Artillerie nachkamen und plötzlich außer Stand, waren, ihren Zug fortzusetzen.

Ehe es aber geschehen konnte, den Pfad vollkommen frei zu machen, brach schon das Verderben im vollsten Maße über diese unglücklichen Krieger herein. Ein fürchterliches barbarisches Geheul ausstoßend, stürzte plötzlich der von Haß, Kampf- und Blutgier bis zum Wahnsinn erhitzte afrikanische Kriegerstamm, gegen den die Tapferkeit und Kriegszucht der Europäer seit Stunden schon mühsam angekämpft hatte, von allen Seiten auf die hilflosen Reitermassen los, und jetzt entwickelte sich eine Scene, die zu gräßlich war, als daß sie durch die Feder geschildert werden könnte. Niedergeworfen von den scheu sich bäumenden Pferden, oder von der Wucht der durch die Waldbäume mit thierischem Geheul andrängenden Feinde, kämpfte hier der starke Engländer, der gewandte Schotte, der heißblütige Irländer den verzweifeltsten Todeskampf. Umsonst war alle Kräftanstrengung, aller Muth, alle verzweifeltten Versuche, durch dieses gräßliche stockende Gewühl nach dem freien Felde sich

Bahn zu brechen. Die Rufe der Offiziere verhallten ungehört in diesem wirren Gewimmel sich gegenseitig mordender, nicht mit Waffen, nein mit dem, was zunächst zur Hand war, würgender Menschen. Die Seapoys konnten eben so wenig von dem Vortheil ihrer Waffen Gebrauch machen, denn auch sie waren eng eingefeilt und vermochten kaum sich selbst zu vertheidigen. Hätte nicht ein rettendes Geschick und die Todesangst der Pferde endlich Bahn gebrochen, so würde wahrscheinlich kein Mann der Mordsucht der durch ihre Ueberzahl und die günstigsten Umstände siegenden Afrikaner entronnen sein, um das schauerliche Ende der Gefährten den Ueberlebenden zu berichten. Einer der mitziehenden Pulverwagen war im Getümmel gestürzt und, feuerfangend, explodirte die Pulvermasse mit furchtbarem Krachen und zerriß und zerschmetterte Hunderte von Wilden, welche von den nachdrängenden kampfsgierigen Massen in der Nähe festgehalten wurden. Die Wirkung mußte gräßlich sein, denn ein verzweiflungsvolles Furcht- und Schmerzgeschrei ertönte im Forste. Die entzündet umherfliegenden Granaten vermehrten, mit grellem Zischen und Krachen mitten in den entsetzten Menschenmassen zerspringend und die Zunächststehenden auf das Gräßlichste zerschmetternd und zerreißend, die Verwirrung und die Angst der Wilden. Diese niegesehene furchtbare Gewalt des Pulvers und der eisernen Zerstörungsmaschinen besiegten ihren Blutdurst

und verwandelten ihren wilden Muth eben so schnell in das unaussprechlichste Entsetzen. Heulend flohen sie in die Wälder, während die Engländer, den günstigen Augenblick benützend, sich in die Ebene retteten und die muthvollsten und tapfersten Offiziere mit übermenschlicher Aufopferung der Scapons auch die Artillerie und die noch unversehrten Pulverwagen aus dem Dickicht in's Freie führten. Erst nachdem die Truppen ein geräumiges Terrain erreicht hatten, gelang es, sie zu ordnen, die Geschütze schnell in Stand zu setzen und sich zum Kampfe fertig zu machen und wahrlich, es war hohe Zeit, denn die Gefahr war noch nicht vorüber.

Tausende von wilden Kriegeren waren noch nicht zum Kampfe gekommen und der tapfere Anführer, der diesen nächtlichen Ueberfall mit so verderbenbringender Einsicht veranstaltet und geleitet hatte, wußte seinen erschrocken Gefährten schnell wieder neuen Muth und neue Kampflust einzulösen. Das erwachende Tageslicht erhellte die Umgebungen und zeigte den Afrikanern, mit welcher einem kleinen Häuflein europäischer Krieger sie es zu thun hatten. Die Muschelhörner ertönten ermutigend. Gleich düstern Wolken versammelten sich die racheschnaubenden Schaaren der Eingebornen auf den umherliegenden Höhen um die im Thale aufgestellten sich zur Verteidigung rüstenden Engländer. Der anbrechende Morgen zeigte diesen die noch unbezwungenen Erdschanzen und

das freudige Wehen der Fahnen bewies — ein frohes und ermutzigendes Zeichen — daß die hier eng eingeschlossenen Waffenbrüder noch nicht überwältigt waren und ihre Brüder voll froher Hoffnung auf Hilfe und Entsatz begrüßten. Aber zwischen Freunden und Brüdern lag noch das verderbendrohende Heer barbarischer Feinde, die mit wildem Kampfesgeschrei zur Feldschlacht sich rüsteten. Noch war ein harter Streit zu kämpfen, ehe es möglich war, den Belagerten den ersehnten Beistand, die Rettung zu bringen.

Oberst K . . . übersah die Lage der Seinen und derer auf dem Hügel und bewährte in diesem entscheidenden Augenblick ganz seine Tüchtigkeit. Durch eine rasche Schwenkung zogen sich die Reiter, die Geschütze mühsam durch den Moorboden nachschleppend, nach einer vom Feinde nur schwach besetzten kleinen Anhöhe hin, welche schnell von den Dragonern gesäubert wurde. Hier fuhren die Geschütze auf, während seitwärts die Reiter zum Angriff sich ordneten und die Seapoy's im Thale eine vortheilhafte Stellung einnahmen. Nun begannen die Kanonen gegen den auf der Anhöhe in dichten Massen schwärmenden Feind zu spielen. Die Kartätschen rissen ganze Reihen nieder, die Kugeln wirkten gräßlich in dem sich verzweiflungsvoll drängenden Knäuel der Feinde. Dennoch stürzten sie herab in das Thal und griffen die hier sie fest erwartenden und mit zerstörenden Musketen-

feuer empfangenden Seapoyß wüthend an. Aber jetzt brach die Reiterei vor. Die Dragoner, froh, von der Waffe und dem Vortheil über den Feind Gebrauch machen zu können, hieben voll rathgieriger Tapferkeit ein und endlich besiegte die europäische Kriegskunst den starren Troß der wilden Feinde. Viele Hunderte fanden hier den Tod, aber nur wenige wurden gefangen, weil der durch die schrecklichen Scenen der Nacht erbitterte englische Krieger dem barbarischen Feinde kein Quartier geben wollte. Es gelang aber dennoch der Mehrzahl der Wilden, sich über den Strom oder in die unzugänglichen Wildnisse zu retten.

So endete die nächtliche Schlacht gegen die Kaffern, die erste, welche in diesem an furchtbaren Scenen so reichen Kriege geschlagen wurde. Die Engländer hatten gesiegt; aber welche Opfer hatte dieser mehr als zweifelshafte Sieg gekostet! Mehr als dreihundert der tapfersten Krieger hatten ihr Leben eingebüßt, eine kleinere Zahl war lebend in die Hände dieser barbarischen Feinde gefallen. Welches mochte ihr Loos sein?! Dieser schreckliche Gedanke besiegte alle andern und gab Raum zu den düstersten Besorgnissen.

Das barbarische Kriegsgeheul der Kaffern war verstummt; nachdem die letzten Nachzügler verzweiflungsvoll in den Wald geflüchtet waren, fand die Vereinigung der Engländer statt; die beiden hier angelegten Militärposten

wurden aufgehoben und zerstört und jetzt begann der Rückzug durch den Wald nach dem Fort. Man hatte von dem Kampfe, der dort genau zu derselben Zeit stattgefunden, keine Ahnung. Diese ermatteten Krieger legten vielmehr den Weg voll froher Hoffnung, ihre Waffengenossen, ihre Familien und ihre Freunde ungefährdet wieder anzutreffen, zurück. Die ersten Vorposten, welche am Abend dieses Tages auf der Ebene anlangten und mit ihren Blicken das Lager suchten, erstaunten nicht wenig, als sie statt dessen nur eine Scene gänzlicher Zerstörung, das Gefilde blutbedeckt, mit Leichen bestreut und den Boden vom Geschütz zerrissen und aufgewühlt sahen. Statt eines friedlichen Lagers betraten sie ein zweites Schlachtfeld und der frohe Jubelruf, mit dem die unter Waffen stehenden Zurückgebliebenen sie begrüßten, verstummte bald vor dem Bewußtsein einer erlittenen Niederlage, eines herben unersetzlichen Verlustes. Statt der ersehnten Ruhe erwartete diese tapfern Krieger neue harte Arbeit, denn die Erfahrung hatte gelehrt, daß man es mit einem zahlreichen kampfs- und blutgierigen Feinde zu thun hatte, der keineswegs entmuthigt, jeden Augenblick seine Angriffe erneuern konnte. Das Fernrohr zeigte am gegenüberliegenden Stromufer dichte, zahlreiche Schwärme von Kaffern, denen aus den Gebirgen sowohl, als auch zu Wasser immer neue Schaaren zuströmten. Einer nicht übertriebenen Schätzung gemäß

mußte die Zahl der Angreifer sehr groß gewesen sein und mehr als 15000 Krieger betragen haben. Dieses Heer wurde nichts weniger als ungeschickt geleitet, wie der wohlangelegte nächtliche Ueberfall bewiesen hatte und es verstärkte sich von Stunde zu Stunde durch neuhinzukommende kampfgierige Schaaren. Es war unmöglich, in solcher Ferne ihr graußenerregendes Freuden- und Rachegeheul zu vernehmen; aber man konnte durch das Gehrohr die wilden Siegestänze der Feinde, ihre halb wahnsinnigen Geberden und die drohenden Vorbereitungen erkennen, die sie zur Fortsetzung des Kampfes trafen.

Das Lager war nothdürftig in Stand gesetzt und auf einem Platze aufgeschlagen worden, der vortheilhafter zur Vertheidigung war und dem schlauen Feinde weniger Gelegenheit zum Ueberfalle darbot. Starke Posten von Reiterei waren in angemessener Entfernung zur Wache vertheilt. Unter solchen Verhältnissen brach die Nacht an.

Zweites Kapitel.

Schreckliche Lage der Gefangenen. — Wilberforce's Schicksal. —
Das Menschenopfer. — Die Rettung.

Seltfame Fügung der göttlichen Vorsehung! Wie wunderbar und unbegreiflich sind ihre Führungen im Leben mancher Menschen. Diejenigen, denen Wilberforce das Licht des Christenthums hatte bringen wollen; in deren blutbesleckten Händen befand er sich jetzt selbst — ein armer, durch den grausamsten Tod bedrohter Gefangener. Eine große Anzahl derjenigen, welche hierher gesendet worden waren, um die wilde afrikanische Völkerschaft der Kaffern zu besiegen und zu unterjochen, Menschen, die es für ein Kleines gehalten hatten, diese uncivilisirten Barbaren zu Paaren zu treiben, Leute, die mit freulem Spott sie Halbmenschen genannt und die erhabene Sendung unsers Wilberforce mit Hohn lächerlich gemacht hatten, diese Thörichten verloren jetzt eben so schnell ihre fecke übermüthige Weise und all ihr Troß und ihr gerühmter Muth verwandelte sich plötzlich in Kleinmuth, in verzweiflungsvolle Angst beim Andenken an das schreckliche Schicksal, das ihrer wartete. Da sah man so recht klar, was den Menschen weit über alle Schrecknisse der Erde erhebt. Wie ein milder Engel, so waltete

der Missionär tröstend, helfend, wie und wo er nur konnte, unter seinen Schicksalsgenossen. Die gebeugten und geängstigten Frauen und Kinder, die in die Hände der Wilden gefallen waren, sie standen zunächst unter seinem Schutze und durch gute Worte war es ihm wirklich gelungen, sie vor den ferneren Mißhandlungen ihrer wilden Wächter zu schützen. Er selbst stand mit gebundenen Händen in der Reihe der Männer. Ihre kleinmüthigen Klagen, ihre Zaghaftigkeit und ihre unchristliche Verzweiflung schnitt ihm in's Herz. Da wurde der verspottete Heidenbefehrer ihr Trost, ihre Predigerstimme in der Wüste. Es gelang ihm, sie dahin zu bringen, daß sie sich fasten und das Vertrauen nicht sinken ließen. Durch sein Zureden dachten sie mit größerer Hingebung an Gott, der jetzt allein ihr Helfer sein, mit dessen Beistand sie allein das, was kommen mochte, erdulden konnten; ja Der allein noch Mittel und Wege zu ihrer Rettung besaß und wußte. Und wahrlich, es that noth, den ganzen Muth eines Christen zu besitzen, denn was jetzt geschah und von den verlassenen Gefangenen gesehen werden konnte, war geeignet, das Herz des Tapfersten zu erschüttern und beben zu machen.

Wilberforce hatte im Lager gewohnt, während seine Geräthschaften und fast sein ganzes Eigenthum im Fort aufbewahrt wurden. Die kriegerische Seite des hier aufgerollten Gemäldes war für ihn ohne Werth; er hatte

keinen Sinn dafür. Dennoch hatte er es vorgezogen mitten im Lager zu bleiben und das Geräusch der ihn umgebenden kriegerischen Scene zu ertragen, weil sich ihm mitten in diesem Wirrwar Gelegenheit darbot, den armen Heiden Hülfe und die tröstliche Botschaft des Evangeliums zu bringen. Obwohl sein Werk in so wenig fördernden Umgebungen und so sehr gehindert durch mancherlei zerstörende Einflüsse, kaum als eine Gründung betrachtet werden durfte und er mehr als Arzt und Nothhelfer, denn als Seelsorger zu wirken im Stande war, so verließ ihn das Vertrauen auf den Beistand der Vorsehung nicht und er war fest überzeugt, daß kein Samenkorn, das er zu streuen bemüht war, verloren gehen würde, wenn es dem Lenker aller Dinge Zeit scheinen würde, es wurzeln und keimen zu lassen. Daß sein Sehnen, in die Wildniß zu den Heiden zu gehen, und hier ganz als Missionär, als Wohlthäter, Menschenfreund und Volksbildner zu wirken, noch immer nicht erfüllt werden konnte, betrückte ihn tief; aber er erwartete auch in dieser Hinsicht, was Gott über ihn beschließen würde, mit stiller hoffender und harrender Seele. Sein Sehnen sollte erfüllt werden, aber auf eine von seiner Erwartung sehr verschiedene Weise. So kam der 16. Oktober heran. Wilberforce schlief ruhig in seinem Zelte. Er war Tags zuvor weit vom Lager entfernt auf einer botanischen Exkursion gewesen; da erweckten ihn Kanonen-

schüsse und er erfuhr durch seine Zeltgenossen, daß sie nach den landeinwärts liegenden Posten ziehen müßten, die in diesem Augenblick von den Wilden bestürmt seien, um sie zu entsetzen. Er fühlte keine Lust, diesem nächtlichen Kriegerzuge sich anzuschließen, wie er es bei früheren schon gethan hatte, sondern zog sich in das Zelt zurück, um sich völlig anzukleiden und mehrere Kranke zu besuchen, die seine Hilfe und seinen Trost in Anspruch genommen hatten. Später so eben aus dem Zelte tretend, vernahm er das in einer entfernten Gegend des Lagers beginnende Flintenfeuer, dem sogleich auf allen übrigen Punkten das gräßliche Kriegsgeschrei der Kaspern und das Toben eines wilden Gemetzels, eines wüthenden Kampfes folgte. Starr vor Entsetzen blieb Wilberforce im dunkeln menschenleeren Lager stehen. Da rötheten die Flammen der brennenden Zelte den Himmel; sie verbreiteten Tageshelle in den Umgebungen. Auf allen Seiten Geheul, Toben der Schlacht, Wimmern der Verwundeten, Brüllen der sich mit Sturmeseile verbreitenden Flammen, Kreischen der entsetzt mit fliegenden Haaren und wehenden Gewändern dem Fort zueilenden Frauen, Hilfesgeschrei erschreckter Kinder — eine Scene, die ganz geeignet war, das Blut im Herzen der Muthigsten stocken zu machen. Wilberforce erkannte sogleich die drohende Gefahr und sein richtiger Verstand, seine Besonnenheit lehrten ihm, was unter

diesen Umständen seine nächste Pflicht war. Frauen und Kindern zuzufend, sammelte er bald ein Häuflein dieser erschreckten Schafe um sich und es gelang ihm, diese Unglücklichen sicher und wohlbehalten in das Fort zu bringen, wo sie unter dem Schutze der dasselbe bewachenden Krieger für den Augenblick gesichert waren. Er selbst kehrte trotz der Warnungen der Soldaten in das Lager zurück, das jetzt ein von allen Schrecken eines nächtlichen Ueberfalls durchrafter Kampfplatz war. Wie durch ein Wunder entging er den Pfeilen und Lanzenwürfen der Wilden und den Kugeln der Truppen, welche pfeifend in schrecklicher Nähe an ihm vorüber flogen, und mühsam sammelte er einen zweiten Haufen erschreckter Frauen mit ihren Kindern um sich. Allein der Weg zum Fort war jetzt durch dichte Horden blutgieriger Kaffern versperrt, die auf dieser völlig unbewachten Seite ohne Widerstand in das Lager einbrachen und hier alles niedermachten, was ihnen in die Hände fiel. Wilberforce sah ein, daß jetzt alle Hilfe und Rettung vergebens war. Er begann daher diejenigen, die unter seinen Schutz sich begeben hatten, zu trösten und betete laut den 143. Psalm. Die armen Verlassenen fielen voll Verzweiflung auf ihre Kniee nieder und hörten dem lauten Gebet des Missionärs mit halb von Entsetzen, halb von Vertrauen erfüllten Herzen zu.

Plötzlich drangen die Wilden beim Scheine der

Flammen in großer Anzahl durch die Gasse des Lagers, in welcher Wilberforce sich mit seinem wehrlosen Häuflein befand. Einige Engländer, die sich ihrer nicht mehr erwehren konnten, flohen vor ihrem wildstürmischen Angriff mit verzweiflungsvoller Angst. Die Wilden kamen näher und erhoben ein Mordgeheul, als sie die knieenden Menschen erblickten, den Missionär in ihrer Mitte, die Hände gen Himmel streckend, und laut mit tiefer Inbrunst betend. Bei diesem seltsamen Anblick mitten im Getümmel wilder Zerstörung und eines blutigen Gefechtes blieben die Bordersten wie von einer ungewöhnlichen Erscheinung an den Fleck gefesselt, stehen, so daß die verfolgten Soldaten Zeit hatten, sich durch die Zeltgasse hin zu ihren Brüdern zu retten. Es entstand eine augenblickliche Pause und tiefe Stille, so daß Wilberforce, der ganz im Gebet versunken die Umgebungen mit ihren Schrecken vergessen zu haben schien, weit umher vernommen werden konnte. Die Kinder schmiegeten sich still und ängstlich an ihn; der Schein der Flammen erleuchtete hell seine hagere Gestalt, seine sanften demüthigen, aber in diesem Augenblick fast verklärten, Züge. Im Kreise um ihn her knieeten eng zusammen geschaart die Frauen. Die Wilden wichen, von einem tiefen Schauer unwillkürlich ergriffen, nicht vom Platze; sie wagten es jedoch nicht, die Hand gegen eines der hilflosen Geschöpfe, die jetzt ihrer Wuth preisgegeben waren,

zu erheben. Diese Scene dauerte mehrere Minuten und während dieser ganzen Zeit wurde die Stille in der Nähe durch keinen Laut unterbrochen.

Der Kampf nahm jetzt eine andere Wendung. Das Geschütz des Forts begann, mörderisch nach den sich unter den Mauern desselben hindrängenden Schaarren der Kaffern zu wüthen. Voll Entsetzen über die gräßliche Wirkung der Feuerschlünde flüchteten sie nach allen Seiten und ein rachgieriger Haufen dieser wilden Krieger drängte auch in die Strasse des Lagers, wo die so eben beschriebene Scene stattgefunden hatte. Von der Nachdrängenden wildem Kampfesgeschrei und der Gewalt des Augenblicks hingerissen, schwand schnell das Staunen, das diese Afrikaner aus Kämpfern für den Augenblick in lauschende Zuschauer verwandelt hatte. Sie fielen über das zagende Häuflein her, und ihre Raubgierde hatte bald das geringe Eigenthum, die wenigen Kleider, welche die Unglücklichen in der Verwirrung zusammenraffen konnten, denselben entrisen. Aber auch die Personen der Mißhandelten schienen ihnen zu werthvolle Güter zu sein, als daß sie dieselben hätten zurücklassen wollen. Man schleppte sie also unter Qualen aller Art mitten durch das Kampfgewühl nach der Bai und zwang sie, die Rähne zu besteigen. Wilberforce wurde hier von den weinenden Frauen und Kindern getrennt und an Händen und Füßen gebunden in ein Ka-

not geworfen, woselbst er sich plötzlich mitten unter einer Anzahl englischer Krieger befand, die gleich ihm das schreckliche Loos getroffen hatte, in die Hände ihrer grausamen Feinde zu fallen. Bald hernach trug das Geschütz und die von starrer Disciplin geregelte Tapferkeit der Engländer über die Kaffern einen blutigen Sieg davon. Die Wilden stürzten von allen Seiten herbei, um sich über den Meerbusen an das gegenüberliegende Ufer zu retten. Das Kanot, in welchem sich Wilberforce befand, war eines der ersten, welche abstiegen. Nach einer Fahrt von mehreren Stunden legte dasselbe am gegenüber liegenden Strande an; man zwang die Gefangenen, auszusteigen und sie sahen sich von dem wüthenden Geheul mehrerer tausend Weiber empfangen, die mit gräßlichem Freudengeschrei, mit wilder Rachgierde und wahnwitzigen Geberden sie umtanzten und umsprangen. Dieses Geschrei, mit neuer größerer Wuth angestimmt, sagte den armen Gefangenen besser, als tausend Worte es vermocht hätten, welches gräßliche Schicksal sie erwartete. Eine sumpfige Wiese am Ufer des Stromes ward ihnen zum Aufenthaltort angewiesen. Der Kampf am andern Ufer des Stromes, besonders jener gegen die Hauptmacht der Kaffern einige Meilen oberhalb der Mündung des Flusses bei den dort angelegten Borwerken, tobte noch fort. Die Gefangenen konnten zwar nichts vom gegenüber liegenden Ufer sehen, aber unge-

stürme Schaaren neuangekommener Krieger, die auf dem höchsten Punkten standen, beobachteten mit scharfem Auge die in der Ferne aufsteigenden Rauchwolken und die Bewegungen der vielen hundert Kanots, in denen bald Krieger, die der Gewalt der europäischen Waffen nicht mehr zu widerstehen mochten, aufgenommen wurden, bald an andern Punkten sich wieder an das Land setzen ließen. Es konnte endlich nicht verborgen bleiben, daß der Plan des Oberanführers nicht gelungen war und daß die Wilden auf allen Punkten eine um so blutigere Niederlage erlitten, je mehr sie sich durch ihr tollkühnes Vordringen der mörderischen Wirkung der Geschütze aussetzten. Diejenigen, welche das Lager angegriffen hatten, stürzten jetzt verzweiflungsvoll in die Boote und fast zu gleicher Zeit begann auch das Hauptcorps der Kaffern den Rückzug. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich diese unerwartete Nachricht unter den Zurückgebliebenen und es entstand jetzt eine Scene, die an Gräßlichkeit alles übertraf, was Wilberforce bisher gesehen hatte. Unter unmenschlichen Gehehrden und allen Aeußerungen einer thierischen Wuth und Rachgierde sprangen die Flüchtenden aus den Kanots an das Ufer, warfen wüthende gierige Blicke nach den zitternden Gefangenen und scharten sich in drohender Nähe zusammen, um geheimnißvolle Vorbereitungen zu treffen, deren Zweck sich wohl kaum verkennen ließ. Die Verwundeten wurden

von Weibern verbunden, während eine größere Anzahl dieser Megären sich um die Gefangenen drängte, die wildesten niedrigsten Verhöhnungen gegen sie austießen und diese vor ihrer Mordlust kaum durch die zur Bewachung aufgestellten Krieger geschützt werden konnten.

Wilberforce betrachtete mit trauerndem Herzen diese armen unwissenden Menschen, die von Haß, Blutgier und Rachsucht erfüllt, nichts Böses zu thun gedachten, indem sie ihre wehrlosen Gefangenen zu peinigen und einem grausamen Tode zu opfern suchten; die vielmehr ein ihren Götzen wohlgefälliges Werk zu vollbringen meinten. Je mehr er sie beobachtete, ein um so tieferes Mitleid erfüllte seine Seele, desto sehnlicher flehte er zu Gott, ihn zu erhalten und durch ihn diesen unglücklichen Menschen das Licht eines friedevollen seligmachenden Glaubens entzünden zu lassen. Er sah jetzt das Wort des Apostels mit leiblichen Augen, durch die Wahrheit bestätigt, jenes »vom Fürsten, der sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens.«

Die Weiber, dürftig die Blöße bedeckt mit elenden Fellen oder Thierfellen, stellten in ihrer jetzigen Gier, das Blut der Gefangenen zu vergießen, einen mehr ecklen, als fürchterlichen Anblick dar. Dagegen bot die düstere drohende Haltung der ermatteten, oft aus schweren Wunden blutenden Krieger eine graußenvolle Gruppe. Das dicke schwarze Haar verdeckt von dem Kopffell eines

wilden Thieres, etwa eines Löwen oder einer Hyäne stets so zubereitet, daß es die Stirne und das Gesicht bis unter die Nase verbarg und die Augen durch die Augenhöhlen des Felles hervor schauten, den nackten Leib bemalt, am linken Arm oder auf der Schulter das mächtige mit Rhinozeros-, Flußpferd- oder Elephantenhaut überzogene Schild hängend, in der Rechten die Bogen und die Lanzen tragend, am Gürtel den Köcher mit den Pfeilen, die schwere Keule und das scharfe Messer — so standen diese Krieger in zahlreichen düsteren Gruppen umher. Sie beobachteten mit wilder Rachgier ihre zitternde Beute, oder sie folgten mit den Augen den Rähnen, die auf der ruhigen Fläche des Stromes und des Meerbusens gaukelten. Jeder anlegende Kahn rief auß Neue das gellende gräßliche Kriegsgeschrei hervor. An andern Orten scharten sich die Massen um große Feuer zum Kriegstanze. Wilberforce sah auch auf diese ihm völlig neue Scene, aber er wendete bald schauernd sein Auge wieder ab. Diese Verrenkungen des Körpers, diese jetzt eckelhaft unzüchtigen, dann fürchterlich drohenden Gebärden, diese Zuckungen des Gesichts, diese nun Hohn- dann Wuthsprechenden Züge, ihre bald verdrehten, bald geschlossenen Augen — das alles versetzte ihn in den Vorhof der Hölle und machte ihn am ganzen Leibe beben.

Dabei prangte die Sonne am azurnen Himmelsgewölbe; ringsum zeigte die Natur sich in ihrer ganzen

südlichen Frühlingspracht; ein linder Wind säufelte durch die Federbuschähnlich blühenden Wipfel der ungeheuren schwankenden Rohre im Strome und durch die erhabenen Kronen der ehrwürdigen Bäume. In Mitte all der Schönheit, welche diesem Fußschemel Jehovas, dieser durch die Sünde verderbten Erde so reichlich geschenkt ist, nur allein der Mensch, das edelste Werk Gottes, das Bild des Allmächtigen, nach Seinem Gleichniß geschaffen und doch so tief gesunken, verderbt, entartet, so grauenhaft — ach! das predigte mit Donnerstimme dem erschütterten Herzen des Missionärs: »Gedenke, wovon du gefallen bist!« Ermattet von so unerhörten Erfahrungen und mit einem auf das Tieffste verwundeten Gemüth sank Wilberforce zu Boden.

Etwa zwei Stunden verflossen, während er da auf feuchtem Grase lag und an seinen Beruf mit bekümmertester Seele dachte, an den Zweck seines Hierseins, der jetzt nach menschlichem Dafürhalten vereitelt und mit seinem unter den Mordstreichen der Wilden hinströmenden Leben wohl ganz vernichtet sein würde. Das wirklich betäubende Geschrei war ununterbrochen fortgesetzt worden, jedoch ohne daß der Missionär ferner darauf geachtet hätte, wenn ihn nicht die ängstlichen Bewegungen seiner zunächst stehenden Leidensgenossen auf besonders drohende Vorfälle aufmerksam machten und eine eigentliche Gefahr konnte für den Augenblick nicht eintreten,

da Wilberforce aus einzelnen Gesprächen der Wächter vernommen hatte, daß man sie bis zur Ankunft des Oberhauptes lebend erhalten und dann nach seinen Bestimmungen mit ihnen verfahren wolle.

Die Zeit verstrich; der Abend nahte schon und diese hier in so großer Aufregung versammelte Völkerschaft hatte Zeit genug, ihre Verluste zu zählen. Mit einem gleich traurigen Geschäft schienen auch die Engländer am gegenüberliegenden Ufer der Bai beschäftigt zu sein, wie die zerstreut auf dem Schlachtfelde umher stehenden Menschenhaufen, die man an diesem Ufer freilich nur sehr undeutlich zu sehen im Stande war, vermuthen ließen. Wilberforce hatte sich erhoben und sah mit bekümmertem Herzen seine Mitgefangenen sehnennde Blicke nach dem fernen Strande werfen, nach dem Orte, wo sie früher unter Freunden und Landesgenossen gewohnt, durch gemeinsamen Schuß gesichert, Freude und Leid mit einander getheilt hatten. Plötzlich entstand ein furchtbares Geschrei, während unter den zunächst stehenden dichten Massen der Wilden eine sehr lebhaft Bewegung sich kund gab. Das Geschrei wurde aus der Ferne wiederholt, alles eilte auf die Anhöhen, oder an das Ufer, während die zur Bewachung der Gefangenen aufgestellten Kaffern sich fester um diese schlossen, um jeden Versuch zum Entrinnen zu vereiteln. Dennoch konnte Wilberforce, durch seine ungewöhnliche Größe begünstigt,

sehen, was diese Aufregung veranlaßte. Um in in den Strom weit hineinreichendes Borland schifften jetzt mehrere Kanots, bis zum Untersinken von Schwarzen vollgepfropft, welche die bei den Borwerken gegen die Engländer gefochtene Schlacht mitgekämpft hatten und nun die Siegestrophäen der Wilden, Waffen, Uniformstücke aller Art, Geräthschaften und das Schrecklichste — abgehauene menschliche Häupter, die auf lange dünne Stangen gesteckt waren — in den Händen schwangen oder trugen. Die Ankunft dieses scheußlichen Triumphzuges erregte eine so barbarische Freude, ein so durchdringendes wildes Freudengeheul, daß die armen Gefangenen vor Schreck erstarrten. Dieses Gefühl verstärkte sich aber zum Entsetzen und höchsten Abscheu, als die Kähne, denen eine sehr große Masse anderer Kanots folgten, mehr in die Nähe des Ufers kamen und man nun erkannte daß die entstellten, zersehten Schädel den gefallenen englischen Kriegern angehört hatten; ja als es möglich war, mehrere derselben zu erkennen. Noch vermehrte sich das unaufhörliche Geheul, je näher die Flotte dem Ufer kam und jemehr Zeichen eines blutigen Triumphes die Ankommenden zur Schau trugen. Bald hernach sprangen die ersten an das Ufer und die scheidenden Strahlen der Sonne beleuchteten ein Schauspiel, das an Gräßlichkeit alles übertraf, was die Gefangenen bisher noch erlebt hatten.

Sogleich ward rings um die Gefangenen ein sehr großer Raum frei gemacht. Die abgehauenen Köpfe der in der Schlacht Gefallenen wurden zu einer Art von Pyramide aufgeschichtet, ein schrecklicher Anblick für die Engländer, welche nun ganz frei dastanden und sich in furchtbarer Angst eng zusammen drängten. Auf mehreren erhöhten Stellen wurden große Feuer von dürrem Rohr, Palmblättern, Holz und dergleichen Geniste entzündet, während die Krieger sich auf den Anhöhen lagerten, oder mit wildem Geheul und wahnsinnigen Gebärden um die Flammen tanzten. Am Ufer des Flusses wurde aus schnell ausgestochenen Rasenstücken eine Art erhöhten Sitzes gebildet und mit Fellen belegt. Diesen Thron bestieg ein Krieger, in dem durch seine ausgezeichnete Gestalt sowohl, als auch durch den Schmuck, der seine starken muskulösen Glieder zierte, und durch die furchtsame Ehrerbietung, die ihm von den Kriegern bewiesen wurde, das Oberhaupt dieser wilden Nation nicht verkannt werden konnte. Zwei große Feuer, die vor ihm angezündet wurden, beleuchteten sein von Stolz und Verachtung sprühendes Antlitz, und seine kraftvolle, durch eine ernste Haltung ausgezeichnete Gestalt. In der Rechten trug dieser Mann einen schwer mit Stahl beschlagenen Speiß, während die Linke sich auf einen Schild stützte, der vollkommen mit glänzendem Goldblech überzogen war. Das Löwenfell, welches über seine Schultern

hieng war, durch besondere Größe ausgezeichnet und in der nach innen zugekehrten Seite ganz mit brennend rothem Tuch gesütert. Seine fleischige Brust trug mehrere Gehänge ausgezeichnet schöner goldener und silberner Medaillen und anderer Schmucksachen, unter welche seltsamer Weise auch einige Ordenszeichen gereiht waren, die er entweder auf dem Schlachtfeld erbeutet oder zum Geschenk erhalten haben mochte. Eine Schärpe von Goldstoff legte sich eng um den nackten Leib und an seiner Linken hing eines jener kostbaren Schwerter, welche weit entfernt von dieser abgelegenen und unbekanntem Weltgegend in einem andern Erdtheile verfertigt werden und so theuer sind, daß eine Klinge oft mit mehreren tausend Gulden bezahlt wird. Ausser diesen wenigen Gegenständen und einigen goldenen Ringen, die er um Arme und Beine trug, bemerkte man keinen Schmuck an ihm, während seine Untergebenen sich auf die seltsamste Weise mit den erbeuteten Kleidungsstücken der gefallenen Engländer behangen hatten, von denen sie meist gar nicht den richtigen Gebrauch zu machen wußten. Er hatte es seiner nicht würdig gefunden, von dem Raube etwas zu nehmen, sondern alle Theile desselben seinen Untergebenen überlassen.

Den Hintergrund der Scene erfüllte jetzt ein anderes Bild. Eine Anzahl Wilder schleppten nämlich vier, roh aus Baumstämmen gezimmerte Statuen herbei, verzerrt

Nachahmungen der menschlichen Gestalt. Jedes derselben stand auf einer runden roth bemalten mit räthselhaften gelben Charakteren bezeichneten Säule. Es waren die Gözenbilder, denen diese Nation ein eben so schreckliches, als unnatürliches Opfer bringen wollte. Man richtete sie auf und nun war es den Gefangenen möglich, diese scheußlichen Idole zu betrachten. Ein ungeheurer Kopf mit übergroßen mißgestalteten Ohren, entsetzlich breitem zähnefletschenden Rachen, der gräßlich zu lachen schien; dünne Arme und kreuzweise übereinander geschlagene Beine, drei der Gözen schwarz, der vierte blendend weiß bemalt, aber — o Himmel! — alle auf das widrigste mit Blut besleckt — so stellten sich diese Gegenstände eines bejammernswerthen Aberglaubens dar und auch die Priester, welche dieses unglückliche Volk so grober Abgötterei fröhnen lehrten, fehlten nicht, sondern waren in großer Anzahl versammelt, um ihren Antheil an dem Triumph der Nation über die Macht der gefaßten Feinde in Anspruch zu nehmen. Die schrecklichen Diener dieses Gözendienstes waren in dem Schmucke, den der finstere Wahn geheiligt hatte. Schärpen mit geheimnißvollen, vielleicht sinnlosen Charakteren bemalt, meist von rother und gelber Farbe, um die wolligen Köpfe gebunden, hingen zu beiden Seiten auf die Schultern herab, und gaben ihnen beinahe das Ansehen jener Priester, die man auf den Gemälden in den ägyptischen Gräbern und Katafomben

hieng war, durch besondere Größe ausgezeichnet und in der nach innen zugekehrten Seite ganz mit brennend rothem Tuch gefüttert. Seine fleischige Brust trug mehrere Gehänge ausgezeichnet schöner goldener und silberner Medaillen und anderer Schmucksachen, unter welche seltsamer Weise auch einige Ordenszeichen gereiht waren, die er entweder auf dem Schlachtfeld erbeutet oder zum Geschenk erhalten haben mochte. Eine Schärpe von Goldstoff legte sich eng um den nackten Leib und an seiner Linken hing eines jener kostbaren Schwerter, welche weit entfernt von dieser abgelegenen und unbekanntem Weltgegend in einem andern Erdtheile verfertigt werden und so theuer sind, daß eine Klinge oft mit mehreren tausend Gulden bezahlt wird. Ausser diesen wenigen Gegenständen und einigen goldenen Ringen, die er um Arme und Beine trug, bemerkte man keinen Schmuck an ihm, während seine Untergebenen sich auf die seltsamste Weise mit den erbeuteten Kleidungsstücken der gefallenen Engländer behangen hatten, von denen sie meist gar nicht den richtigen Gebrauch zu machen wußten. Er hatte es seiner nicht würdig gefunden, von dem Raube etwas zu nehmen, sondern alle Theile desselben seinen Untergebenen überlassen.

Den Hintergrund der Scene erfüllte jetzt ein anderes Bild. Eine Anzahl Wilder schleppten nämlich vier, roh aus Baumstämmen gezimmerte Statuen herbei, verzerrt

Nachahmungen der menschlichen Gestalt. Jedes derselben stand auf einer runden roth bemalten mit räthselhaften gelben Charakteren bezeichneten Säule. Es waren die Götzenbilder, denen diese Nation ein eben so schreckliches, als unnatürliches Opfer bringen wollte. Man richtete sie auf und nun war es den Gefangenen möglich, diese scheußlichen Idole zu betrachten. Ein ungeheurer Kopf mit übergroßen mißgestalteten Ohren, entsetzlich breitem zähnefletschenden Rachen, der gräßlich zu lachen schien; dünne Arme und kreuzweise übereinander geschlagene Beine, drei der Götzen schwarz, der vierte blendend weiß bemalt, aber — o Himmel! — alle auf das widrigste mit Blut besfleckt — so stellten sich diese Gegenstände eines bejammernswerthen Aberglaubens dar und auch die Priester, welche dieses unglückliche Volk so grober Abgötterei fröhnen lehrten, fehlten nicht, sondern waren in großer Anzahl versammelt, um ihren Antheil an dem Triumph der Nation über die Macht der gefasteten Feinde in Anspruch zu nehmen. Die schrecklichen Diener dieses Götzendienstes waren in dem Schmucke, den der finstere Wahn geheiligt hatte. Schärpen mit geheimnißvollen, vielleicht sinnlosen Charakteren bemalt, meist von rother und gelber Farbe, um die wolligen Köpfe gebunden, hingen zu beiden Seiten auf die Schultern herab, und gaben ihnen beinahe das Ansehen jener Priester, die man auf den Gemälden in den ägyptischen Gräbern und Katafomben

Schnell waren ihnen die wenigen zersehten Kleider, die sie noch trugen, abgerissen. Man zwang sie, vor den Götzenbildern niederzuknieen und band ihnen in dieser Stellung die Hände an ihre Füße fest, so daß sie die nackte Brust unbeschützt dem Messer darboten mußten. Jetzt trat einer der Priester vor die Götzenbilder und begann diese unter abergläubischen Gebehrden anzurufen, während jeder Theil seines Gebets von den übrigen mit lautem dreimaligen Geheul beschlossen ward. Dreimal ward dieses gräßliche Gebet verrichtet und als der dritte Ruf verhallte, stießen die den Opfern zunächst stehenden Priester den Unglücklichen, die von ihren Genossen festgehalten wurden, plötzlich ihre Messer in das Herz. Das springende Blut wurde in großen Muschelschalen aufgefangen und vor den Götzenbildern ausgegossen, oder den schrecklichen Idolen ins Antlitz gespritzt. Mehrere der Hingeopferten stießen ein herzzerschneidendes Geschrei aus, während die meisten sogleich ihr Leben aushauchten. Bei diesem furchtbaren Anblick erstarrte den Gefangenen das Herz im Busen und die meisten beantworteten den Todeschrei ihrer ermordeten Leidensgenossen mit verzweiflungsvollem Weheruf. Der Eindruck, den diese Scene auf Wilberforce machte, ist unbeschreiblich. Zorn, Wehmuth und Mitleid zerfleischten seine reine Seele. Einen Augenblick verlor er seine Besonnenheit; er rief laut die Rache des Himmels herab

auf diese unmenschlichen Gözendiener. Doch schnell faßte er sich wieder und von all den widerstreitenden Gefühlen blieb nichts, als eine unaussprechliche Wehmuth. »Herr, verzeihe mir,« betete er laut, »verzeihe, daß ich diesen Elenden fluchte. Sie wähnen, ihren Gözen ein wohlgefälliges Opfer darzubringen; ach! sie wissen nicht, was sie thun!«

Indeß wurde dieses gräßliche Opfer vollendet. Die leblosen Leiber wurden losgebunden und an der Erde ausgestreckt. Dann schnitten ihnen die Priester die Häupter ab und legten diese den Gözenbildern zu Füßen. Als das geschehen war, wurden die Feuer, welche vor den Statuen gebrannt hatten, verlöscht und die rauchenden Brände schnell auf dem Platze verstreut. Die armen geängsteten Gefangenen faßten Hoffnung und wähnten, es möchte wenigstens für heute diese schreckliche Scene beendet sein. Aber ein neuer, noch furchtbarer Anblick bot sich ihnen dar.

Jetzt war nämlich der gräßliche Gözendienst vorüber, aber die Blutgier des Volkes war entflammt, seine wilde Rachsucht forderte neue Opfer, sie forderte das Blut der Gefangenen und rings im düstern Kreise der Volksmassen entstand ein wüthendes Geheul. Neue Feuerbrände wurden herbei geschleppt, neue Flammen loderten gen Himmel und immer rasender erhob sich das Geschrei, immer näher drängten die Massen der Krieger. Der Raum um

die Gefangenen wurde enger, von Augenblick zu Augenblick erwarteten sie den Tod, der sich ihnen drohend in den wüthend geschwungenen Waffen dieser wilden Völkerschaft spiegelte. Da erhob sich der Anführer und ertheilte den Kriegern, welche ihm zunächst standen, Befehle. Sie eilten herbei und befahlen den Andrängenden gebieterisch, sich zurückzuziehen. Schnell wirkte dieses, es verbreitete sich eine dumpfe drohende Stille im weiten Raume und bald war die frühere Ordnung wieder hergestellt.

Als das Volk auf die Gefangenen losdrängte, hatte Wilberforce, erfüllt von dem Bewußtsein seines erhabenen Berufes, den unglücklichen Leidensgenossen tröstend zur Seite zu stehen, ein lautes inniges Gebet begonnen. Aber er endete jetzt, denn seine und seiner Gefährten Aufmerksamkeit wurde gewaltsam durch die folgenden Ausritte in Anspruch genommen. Vor dem Anführer standen jetzt die Unterbefehlshaber, welche die einzelnen Heeresabtheilungen in der Schlacht geleitet hatten. Es schien nun eine Berathung stattzufinden und Wilberforce hatte die Sprache dieser Völkerschaft schon hinlänglich kennen gelernt, um vernehmen zu können, daß denjenigen Kriegern, welche sich in der Schlacht am Meisten hervorgethan hatten, eine eben so schreckliche, als in ihrem Wahne große Auszeichnung zu Theil werden sollte. Hierbei wurde besonders auf Solche Rücksicht genommen,

welche im Gefecht Verwandte verloren hatten. Der Tumult, welcher hierbei entstand, das laute Geschrei, das Aufrufen der Krieger bei ihren Namen, das Freudenjauchzen solcher, welche sich durch diese ersehnte Auszeichnung begünstigt sahen; alles dieses, vermischt mit dem Zorneschrei so vieler Tausende, welche sich ungerecht übergangen glaubten, erregte Abscheu und unbeschreiblichen Widerwillen. Endlich stand eine blutgierige Schaar vor dem Anführer und diese Tapfersten aus der ganzen Nation sollten das blutige Werk dieses blutbezeichneten Tages vollenden.

Auf das Gebot des Feldherrn erweiterte sich der Kreis, der schon früher gebildet worden war. Der König stellte sich an die Spitze dieser Krieger und nun begann der Kriegstanz, ein in seiner Art eben so seltsames als schreckliches Schauspiel. Sobald diese Scene geendet hatte, begannen die Krieger eine Marschordnung zu bilden, als wenn sie im Begriff wären, den Feind aufzusuchen und ihm ein Gefecht zu liefern. Spione brachten dem Anführer Nachrichten und wurden wiederholt von ihm entsendet, bis er endlich den Stand der Sache hinlänglich zu kennen schien. Nun rückte das kleine Heer mit unbeschreiblicher Stille dem Häuflein der Gefangenen, die den eingebildeten Feind vorstellten, näher, aber kriechend, mit solcher Vorsicht, daß auch nicht das geringste Geräusch entstand. Schon vorher waren die Feuer ange-

zündet worden und jetzt ergriffen mehrere Krieger Brände, gleichsam wie in der Absicht, ein Lager oder Gebäude in Brand damit zu stecken. Einige Haufen Holz und Reisig, die in der Nähe lagen, dienten dazu, um dieses zu versinnlichen. Sobald nun dieses Brennmaterial hell gen Himmel aufloderte, erhoben die Krieger den Kampfsruf ihrer Nation, der den armen Gefangenen so wohl und schrecklich bekannt war. Auf dieses Zeichen stimmte die ganze umher sich reihende Nation in den Schlachtruf ein; die an der Erde liegenden Krieger sprangen auf, umkreisten die wehrlosen Gefangenen und stürzten gleich blutgierigen Tigern von allen Seiten über sie her, um ihnen das Leben zu rauben. Auch dieser Anfall geschah plötzlich; aber die meisten der Gefangenen waren darauf vorbereitet, daß ein Blutbad unter ihnen angerichtet werden sollte und setzten sich, obwohl sie nur ihre Hände zur Vertheidigung gebrauchen konnten, mit verzweiflungsvoller Anstrengung zur Wehre. Allein was half dieses Bemühen gegen die wilde barbarische Wuth der Angreifer? In einem Augenblick lagen die Vordersten getödtet auf der Erde; ja die Hitze und Blutgier der Kaffern war so unmäßig, daß sie einander selbst beschädigten. Die Gefangenen erhoben ein Geschrei der Verzweiflung, in das sich schrecklich das Gebrüll der Kämpfer, das Kreischen der zertretenen erdrückten Kinder, die Todesseufzer der Gefallenen und der Weheruf der Frauen

mischte. Kein Alter, kein Geschlecht fand Schonung bei diesen unmenschlichen Barbaren, die das in Strömen fließende Blut gleich dem Tiger nur mordlustiger zu machen schien. Wilberforce stand in der Mitte dieser mörderischen Scene. Seine hagere Gestalt war hell beleuchtet; das Antlitz, die Hände gen Himmel erhoben, erwartete er seinen letzten Augenblick mit Ruhe und Ergebung. Sein Mund sprach nur immer die Worte aus: »Herr ich befehle meinen Geist, wie die Seelen dieser hingeopferten Unglücklichen, in deine Hände.« Schon waren die meisten ein Opfer der blutgierigen Barbaren geworden; schon strebte einer der wüthendsten Mörder, die Kinder und Frauen, welche sich freischend an der Erde wanden, zerschmetternd mit der fürchterlichen Keule, gegen den Missionär — von allen Seiten drangen die erhitzten feuchenden Mörder heran und der nächste Augenblick mußte ihm das Leben kosten; da sprang plötzlich ein Krieger mitten in das Mordgewühl; sein heller starker Ruf gebot Einhalt; rücksichtslos Weiber und Kinder bei Seite werfend, kam er gewandt bis zu Wilberforce heran, diesen mit dem großen Schild, den er trug, beschirmend und den Mördern, die nicht inne halten wollten, drohend mit augenblicklichem Tode, wenn sie es wagen sollten, noch einen Streich zu führen. Das helle Licht der Flammen beleuchtete die erhabene Gestalt dieses noch in voller Rüstigkeit der Jugend stehenden Kriegers. Wilberforce

sah ihn an und erkannte in ihm einen jener armen Verwundeten, die bei einem Gefecht in die Hände der Engländer gefallen waren. Er hatte ihn selbst geheilt, gepflegt, liebevoll behandelt und der Wilde hatte mitten unter den Schlachtopfern seinen früheren Freund und Wohlthäter erkannt. Er war selbst unter der Schaar der ausgezeichneten Krieger, deren Hände den Gefangenen das Leben rauben sollten, hatte mitten im Mordgetümmel den Missionär gesehen und die Dankbarkeit gab ihm Kraft, sich bis zu Wilberforce mitten durch das Gemetzel hindrängen.

Gebietend befahl er den Mördern, einzuhalten, bis er seinen Vater — so nannte er unsern Freund — aus dem Gewühl geführt hätte. Die Scene war auffallend; tiefe Stille breitete sich über das Volk, Staunen, Zagen und Ehrfurcht vor dem mächtigen Krieger lähmten den Arm der Mörder. Fortwährend den Missionär mit dem Schild bedeckend, bemühte sich dieser Häuptling, unsern geängsteten Freund aus dem Getümmel zu führen. Aber der Missionär war nicht zu bewegen, ihm zu folgen. »Erst rette diese unschuldigen Frauen, diese armen Kinder,« sprach er, »dann, wenn du kannst, magst du auch für mich etwas thun.«

»Dein Wille soll geschehen, mein Vater,« antwortete der dankbare Sohn der Wildniß. Er verließ Wilberforce und auf seinen Befehl zogen sich die Krieger zurück.

Sodann ging er zum Anführer, der nicht wenig verwundert diese seltsame Scene betrachtete.

»Mein Bruder,« sprach er laut zu diesem, »sieh hier den großen Arzt, der Munoroah das Leben gerettet hat. Wirst du dulden, daß derjenige, der deinem Bruder Gutes that, getödtet werde? Sollen nicht auch die Frauen, die Kinder für die er bittet, das Leben behalten?

»Wenn er dir Gutes that, so nimm ihn,« entgegnete der König, »denn es ist wohlgethan, Gutes mit Gutem zu vergelten. Auch sein Weib, seine Kinder sollen leben, Munoroah, aber die übrigen müssen sterben; mein Volk verlangt ihr Blut.«

»Nicht doch, mein Bruder, es ist nicht sein Weib unter diesen, auch hat er selbst keine Kinder, sondern er bittet nur für das Leben dieser Gefangenen, weil er weiß, daß sie nie uns Schaden gethan haben.«

Ein wüthendes Geheul der ganzen Völkerschaft, die mit ungestümer Blutgier den Tod der Gefangenen forderte, unterbrach hier den Jüngling, unter dessen schwarzer Haut ein Herz schlug, das von Dankbarkeit und Edel-muth erglühete. Der König zauderte; er schien geneigt, dem stürmischen Verlangen des Volkes nachzugeben und seine erhobene Hand winkte gebieterisch. Nochmals trat Stille auf dem Platze ein.

»Nimm den Arzt, Munoroah,« sprach er, »und bringe

ihn an einen sichern Ort, die übrigen müssen sterben! Mein Volk fordert ihr Blut.«

Der Jüngling beugte das Haupt wehmüthig und sprach zu Wilberforce. »Du siehst Vater, des Königs Herz ist verhärtet, denn Munoroah's Bitten sind umsonst; so folge mir denn!«

»Nein, mein Sohn, entweder ich rette durch dich diese unglücklichen wehrlosen Menschen, oder ich theile ihr Loos,« rief der Missionär entschlossen. »Gedenke der vielen Männer von deinem Volke, die wir gefangen genommen, deren Wunden ich geheilt, die ich gepflegt und die wir in ihre Heimath ungekränkt und mit Wohlthaten überhäuft entließen. Für diese hätte das Leben dieser unglücklichen Gemordeten erhalten werden sollen, für diese sollten wenigstens die armen Frauen und Kinder, die noch athmen, geschont werden.«

»Was spricht der Arzt, mein Bruder?« rief der König, der die Worte des Missionärs nicht vernehmen konnte.

Munoroah wiederholte, was Wilberforce gesagt hatte, um seine Leidensgenossen zu retten und Wilberforce bemerkte mit aufblühender Hoffnung, daß der Eindruck, den diese Bemerkungen auf dem König machten, die Schale zu Gunsten der Gefangenen senkte. »Führe den Arzt zu mir und trage Sorge, daß die Weiber und Kinder geschützt werden. Rangho will sich nicht durch

die Fremden beschämen lassen. Sie mögen sich erquicken und morgen zu den Ihrigen zurückkehren.« Mit diesen Worten wendete sich der Häuptling, um den Platz zu verlassen. Sein Wink scheuchte die Krieger zurück, die mit drohend gefaßter Waffe auf den Augenblick warteten, der ihnen das schreckliche Recht ertheilte, das Blutbad zu enden und die jetzt gleich Tigern, die im Sprung das gehezte Wild nicht erhaschen konnten, wüthend und mit grimmigen, aber scheuen, Blicken davon schlichen.

Munoroah war schnell zu seiner Schaar geeilt und hatte die ausgezeichnetsten Krieger in derselben gerufen. Unter den Schutz dieser Tapfern stellte er die Geretteten, deren Mund von Dank und Anbetung gegen Gott und von Segenswünschen für ihren Retter überströmte. Wilberforce lag in ihrer Mitte auf den Knien und sein brünstiges Gebet drang aus diesem blutigen Gefilde hinauf zu den Wolken. »Vater,« betete er, »du hilfst, wenn die Noth am größten ist. Ich glaube, daß du mich schwaches Reis zu deinem Rüstzeug erwählt hast, um deinen Namen und deine Rechte diesem gräßlichen Heidenwolke zu verkünden. Du hast mich errettet aus der Todesgefahr, da schon das Schwert nach meinem Herzen zuckte; du hast mir mein Leben zum zweitemale geschenkt. Gib mir Kraft, es ganz deinem Dienste zu weihen.«

Jetzt nahte Munoroah und ergriff seine Hand, um

ihn zu dem königlichen Bruder zu führen. Aber die armen geängstigten Frauen umschlangen flehend die Kniee des Missionärs, so daß dieser innig gerührt wurde und selbst der Wilde ein tiefes nie gefühltes Mitleid empfand.

»Mein Sohn, ich kann diese Armen nicht verlassen,« sprach Wilberforce, »du siehst, daß sie meines Trostes bedürfen.«

»Fürchte nichts für sie, mein Vater, meine Krieger werden sie beschützen. Laß sie uns folgen,« fügte er mit einem Winke auf die Leichen, die die Erde noch mit ihrem strömenden Blute färbten, hinzu, »in unserer Nähe kann ihnen nichts widerfahren, denn sie stehen unter meinem besondern Schutze.«

Das ganze Häuflein der Geretteten folgte nun, geführt von den Kriegern, den Voranschreitenden, bis sie in das aus Rohr- und Zweighütten bestehende Lager der Kaffern kamen, vor die Wohnung des Königs. Hier brannten mächtige Feuer und man konnte sehen, daß dieses leichte Gebäude sich durch nichts, als allein durch seine Größe, von den übrigen unterschied. Dem noch hatte man Sorge getragen, daß hier ein sehr großer weiter Raum geebnet und frei geblieben war. Große Haufen von Kriegern wärmten sich, oder lagen ruhend an den Feuern. Aus der Ferne drang dumpf das Geräusch der heimziehenden Menschenmassen heran. An einem dieser Feuer wurde dem Rest der Gefangenen ein Platz

chen zur Ruhe angewiesen und bald erschien durch Munoroah's Fürsorge ein Neger mit einigen Lastochsen, die mit Lebensmitteln, Wasser und trockenen Decken beladen waren. Die Gefangenen erquickten sich und sollten, sobald der neue Tag angebrochen war, auf Canots von Munoroah's vertrauten Freunden ungefährdet in das englische Lager geschafft werden. Man empfing sie dort, als sie nach mancherlei Hindernissen dahingelangt waren, mit Staunen und Freude; aber ihr Bericht von der Niedermekelung der Männer erregte Zorn und Wehmuth und das Verlangen, eine so blutige unmenschliche That auf dem Schlachtfelde zu rächen. Der Name des bisher gering geachteten Missionärs wurde jetzt mit Ehrfurcht und Dankbarkeit genannt. Hohe Auszeichnung erwartete ihn, wenn er zurückkehren würde. Aber Wilberforce hatte beschlossen, sich ganz den Führungen der Borsehung, deren leitende Hand er in seinen bisherigen Schicksalen nicht verkannte, zu überlassen. Doch hievon im nächsten Kapitel.

Drittes Kapitel.

Die Unterredung des Missionärs mit Rangho, dem König der Kaffern. — Wilberforce geht als Dolmetscher mit einer Gesandtschaft der Kaffern ins englische Lager. — Fortsetzung des Krieges. — Der Missionär zieht in die Wildnis. —

Munoroah gönnte seinem väterlichen Freunde in einer Hütte, die dem königlichen Zelte zunächst stand, einen Augenblick Ruhe und bewirthete ihn mit Erfrischungen. Der Missionär genoß jedoch nur wenig davon. Sein Geist erlag fast unter der Last von furchtbaren Eindrücken, welche die im Laufe so weniger Stunden erlebten blutigen Ereignisse nothwendiger Weise auf eine so milde friedliche Seele machen mußten und eine tiefe Wehmuth hatte sich seiner bemächtigt. Munoroah bemühte sich mit mehr Takt, als man einem wilden Krieger dieser furchtbaren Nation zutrauen sollte, ihn zu trösten und seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben; aber wie wäre ihm dieses nach so kurzer Frist möglich gewesen. Ueberdies wurde die Unterhaltung beider Freunde jetzt gestört, denn es erschien ein Häuptling, der Munoroah den Befehl überbrachte, den Missionär augenblicklich in das Zelt des Königs zu führen, der ihn mit großem Verlangen erwartete.

Der entscheidende Augenblick war jetzt gekommen. Wilberforce fühlte die Wichtigkeit desselben mit ganzer Seele und sah darin einen Fingerzeig der göttlichen Vorsehung, die ihn zu großen Dingen bestimmt zu haben schien. Ehe er jedoch seinen schweren Gang antrat, bat er Munoroah, ihn noch einen Augenblick allein zu lassen, damit er sich fassen und auf das Kommende vorbereiten könne. Der Krieger verließ die Hütte und der Missionär befand sich allein in dem dürftigen Gemach. Er sank voll Rührung nieder auf die Kniee und begann zu beten:

»Warum toben die Heiden und die Leute reden so vergeblich? Die Könige im Lande lehnen sich auf und rathschlagen wider Gott und seinen Gesalbten? Du, Herr, hast deinen König eingesetzt auf dem Berg Zion und hast gesagt: Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Ende zum Eigenthum! Höre mich, Herr, merke auf meine Rede. Bernimm mein Schreien, mein König und mein Gott, denn ich will vor dir beten. Du bist mein Hirte, du leitest mich auf meinem Wege; und ob ich schon wandere im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich! Ich will dein Wort, deine Rechte verkündigen, Herr Herr Zebaoth! Ich will rufen zu den Heiden: Machtet die Thore weit und die Thüren hoch, daß der König der Ehren einziehe!

Deine Stimme erregt ja die Wüste; sie wird auch in die finstern Herzen dieser Götzendiener dringen. Höre mich, Herr, gib meinem Munde Kraft, dein Wort zu verkündigen. Laß dein Wort ein zweischneidig Schwert sein, daß es den Heiden durch die Seele dringe. Ich gehe, ein schwaches Reiß, um deinen Namen zu predigen. Ich bin, wie Johannes, die Stimme eines Predigers in der Wüste. Segne dein Werk, das ich vollbringen will. Laß mich gehen mit dem Segen und Beruf der Apostel, zu denen du gesagt hast: Gehet hin und lehret alle Völker. Laß auch hier die Morgenröthe deines großen Tages anbrechen, von dem du selbst sagest: Siehe, es wird Ein Hirt und Eine Heerde sein. In deinem Namen, Herr Jesu, sei das Werk begonnen! Führe es nach deinem Wohlgefallen. Amen!«

Der Missionär erhob sich. Eine überirdische Begeisterung lagerte sich strahlend auf seinem bleichen Antlitz und als jetzt Munoroah hereintrat, erkannte er ihn kaum mehr, so sehr war sein Aussehen verändert. Erfurchtsvoll neigte sich der wilde Krieger vor ihm, als Wilberforce sprach: »Mein Sohn, laß uns von dannen gehen.«

Die grobe Wolldecke, welche den Eingang in die Hütte des Königs verbarg, zur Seite schiebend, trat der Missionär bis in die Mitte des Gemaches vor und warf, indem er sich sammelte, einen prüfenden Blick auf seine

Umgebungen. Unmittelbar vor ihm, im Hintergrunde des Gebäudes war eine Erhöhung von Rasenstücken angebracht, welche mit Löwen- und Pantherfellen bedeckt war, eine Art kunstlosen Thrones. Hinter dieser erhabenen Stelle bemerkte man eine Oeffnung, die zu einem verborgenen Theile des Gemaches führte, in den der Blick nicht dringen konnte, da sie mit Matten aus farbigem Gras kunstreich geflochten, verhängt war. Zu beiden Seiten der aus starken Rohrstäben leicht und künstlich errichteten Wände, die mit Palmblättern und Schilf bedeckt waren, reiheten sich etwa ein Duzend der vornehmsten Krieger, welche der König zu Unteranführern des Heeres ernannt hatte und die das ausschließende Recht besaßen, stets in der Nähe und um den König zu sein. Tiefe Stille herrschte in dem weiten Raume; selbst die Bewegungen der Krieger, die sich stumm mit niedergeschlagenen Blicken auf ihre Waffen stützten, waren vollkommen geräuschlos. Dieses Benehmen der Häuptlinge verbunden mit der achtungsvollen Ruhe, die sie beobachteten, gab dem Raume, woselbst sich Wilberforce befand, etwas Ehrfurchtgebietendes, das durch die große Dürftigkeit und Aermlichkeit des königlichen Zeltes keinen Nachtheil erleiden konnte. Rechts vom Throne kauerten an der Erde, ganz in die langen Gewänder gehüllt, zwei jener Priester, die Wilberforce an ihrer seltsamen Tracht sogleich erkannte. Einige Minuten verstrichen und der

Missionär benützte sie, um sich auf die Ankunft des Königs vorzubereiten. Jetzt wurden die Matten rauschend zur Seite geschoben; einige Neger traten heraus und trugen hellbrennende Fackeln in den Händen, mit denen sie sich zu beiden Seiten des Thrones aufstellten. Ihnen folgte, in ein sehr einfaches Gewand nach der Sitte seines Volkes gekleidet, der König. Sobald er den Thron erreicht hatte, blieb er stehen und außen wurde auf einer Trommel ein Zeichen gegeben. Bei dem Ton des Instruments warfen sich die Krieger zur Erde und bedeckten ihr Haupt mit den Händen. In dieser demüthigen Stellung blieben sie liegen und jetzt ließ sich der König auf den Thron nieder. Ihm folgte Munoroah aus dem Gemach und stellte sich auf die linke Seite des Thrones.

Nachdem der König einige Augenblicke den Missionär, der unbeweglich vor ihm stand, betrachtet hatte, rief er: »Erhebt euch!« und auf dieses Zeichen standen die Krieger geräuschlos auf und reiheten sich in ihre vorige Stellung zu beiden Seiten der Hütte.

»Mein Bruder ist ein großer Arzt,« redete der König unsern Freund Wilberforce an, »doch er scheint nie vor einem König gestanden zu haben, weil er ihm die schuldige Ehrerbietung nicht erwiesen hat.«

»Und worin bestünde diese?« entgegnete der Missionär mit fester Stimme.

»Es ist Sitte bei uns, das Antlitz des Königs nur dann zu sehen, wenn er es gestattet,« sprach der Wilde mit scharfer Betonung der Worte; »man erwartet diese Gunst an der Erde liegend und mit bedecktem Haupte.«

»Hierin werde ich als Fremder Entschuldigung finden,« entgegnete Wilberforce ernst. »Ich bin ein Christ und meine Religion verbietet mir, außer Gott allein, Niemanden eine solche Ehre zu erweisen, die der Anbetung des höchsten Wesens gleichkommt. Der Christ fällt nur vor Gott auf die Kniee oder auf das Antlitz, aber er darf es nicht vor einem Menschen thun.«

»Kangho ist ein großer König!« rief der Wilde stolz.

»Gott im Himmel ist noch größer, als Kangho und alle Könige in der Welt!« rief Wilberforce feurig. »Vor Ihm beugen sich die Kniee aller derer, die auf dem Erdboden wohnen.«

»Es ist gut, mein Bruder, ich will es ferner von dir nicht fordern, da dein Glaube dir eine solche Ehrenbezeugung verbietet. Munoroah hat mir gesagt, daß du ein großer Arzt bist,« fuhr der König in milderem Tone fort, »du hast mich dir verpflichtet, indem du meinen Brüdern Gutes gethan hast. Aus diesem Grunde ist dein Leben und das jener Frauen und Kinder geschont geblieben. Doch ich wünsche, noch mehr zu thun, um mich dir erkenntlich zu bezeigen, denn meine Väter lehren

mich, daß es einem Könige ziemt, die Wohlthäter seiner Nation und besonders seiner Verwandten mit der Fülle seines Reichthums zu überschütten. Darum, mein Bruder, fordere, was du willst und Rangho's Hand wird offen sein. Er wird dir geben, was du verlangst, wenn es in seiner Macht stehet.«

»So höre denn, was mir Gott eingibt,« rief der Missionär begeistert. »Schaffe die Menschenopfer ab, schone die Gefangenen, die im Kriege in deine Hände fallen. Ende diesen mörderischen Kampf; versöhne dich mit den Engländern, wehre den Mordbrennern aus deinem Volke, welche die Gefilde der Colonie verheeren; bekehre dich zum Christenthum, rufe Lehrer herbei, die dein Volk im Christenthume unterrichten und dasselbe im Ackerbau und in den friedlichen Künsten der Christen unterweisen. Zerstöre und vernichte die Gözenbilder, denen deine Priester so schreckliche Opfer . . .«

Ein lautes wildes Geheul der Priester störte jetzt und unterbrach den begeisterten Sprecher. Sie erhoben sich und streckten drohend die Hände gegen den Missionär aus. Aber der König gebot ihnen zu schweigen; da sanken die Slaven demüthig wimmernd am Throne nieder. Tiefe Stille trat ein und Rangho schien in ernstes Nachdenken zu versinken.

»Mein Bruder ist ein großer Arzt; aber er hat nicht weise gesprochen,« sagte er sodann ruhig. Seine

Rede ist schwer und er fordert mehr, als Rangho gewähren kann. Er höre das Wort des Königs und bewahre es in seiner Seele.«

Rangho erhob sich und nun konnte Wilberforce seine von den Fackeln beleuchtete kraftvolle Gestalt ganz übersehen. Der Wilde war ohne Schmuck, aber die ihm eigenthümliche Würde, dann eine sehr große ungeschwächte Körperkraft, verbunden mit einem Antlitz, das trotz der ihm aufgeprägten afrikanischen Farbe und Eigenthümlichkeit männlich schön genannt werden konnte, mit einem leuchtenden, von Feuer und natürlichem Verstand sprühenden Auge verliehen seiner halb nackten Gestalt etwas Ehrfurchtgebietendes. Sich fest auf den linken Fuß stützend, den Rechten vorwärts setzend, die Hand erhoben, während die Linke sich auf die Hüfte stützte, begann er:

»Die Kaffern sind ein auf diesem Boden fremdes Volk. Sie kamen weit aus dem Innern von Afrika, wo die Sonne ihren Vätern senkrecht auf das Haupt brannte und ihr Körper keinen Schatten warf. Als dort der Menschen zu viele wurden, sprachen unsere Väter: Laßt uns fortziehen und ein Land auffuchen, wo Niemand wohnt, oder woselbst es nur wenige Menschen gibt. Sie sammelten alles, was sie besaßen und traten eine weite Reise an. Durch einige Länder zogen sie friedlich, durch andere mußten sie sich mit dem Schwert ihren

Weg bahnen. Zwei Jahre reisten sie umher. Fünf Theile von ihnen starben auf dem gefahrvollen Pfade, die übrigen gelangten an die Ufer dieser Ströme, wo Niemand wohnte, als die Hollontotes, die sich vor ihrer Macht beugten. Der große Geist sprach zu meinen Vätern, hier sollt ihr wohnen und weiter hinab bis zum Salzwasser die Hollontotes. Es ist Raum genug für beide. Wir befreundeten uns mit den Hollontotes, wir gaben ihnen Schafe und Kinder, die sie nicht besaßen; sie aber schenkten uns den Hund zur Jagd und lehrten uns eßbare Wurzeln und Kräuter bauen. Wir lebten in Frieden und in Eintracht und es floß kein Blut, als das der Löwen und anderer wilden Thiere, die wir tödteten, weil sie uns Schaden brachten. Mein Bruder, hat dein Ohr meine Stimme vernommen?»

Wilberforce verneigte sich und Kangho fuhr fort, als er sich gesammelt hatte.

»So wollte es der große Geist und wir lebten glücklich, weil wir friedlich beisammen wohnten. Da ertönte das Gerücht, weiße bärtige Fremdlinge seien am Salzwasser auf ungeheuren Rähnen erschienen, die den Donner tragen. Sie riefen die Hollontotes herbei und gaben ihnen Feuerwasser zu trinken, bis sie taumelten und dem Thiere gleich sich an der Erde wälzten. Dann forderten sie von den Hollontotes Land, um ihre Hütten zu errichten, um ihr Vieh zu weiden und ihr Korn zu

bauen. Die Hollontotes waren trunken und wußten keinen Rath. Sie sendeten zu meinen Vätern und fragten: »Was sollen wir thun? Ihr seid stark und weise; sagt es uns!« Da kamen Kaffern an das Salzwasser auf fremdes Gebiet, das den Hollontotes gehörte und das sie nie betreten hatten. Sie sahen die Fremden und ihre großen Kanots. Sie hörten, was diese forderten; man bot auch ihnen Feuerwasser an, aber sie waren weise und sprachen: »Wir trinken nicht, es möchte unsere Kraft versengen.« Als sie alles gesehen hatten, kehrten sie zu den Vätern zurück und berichteten alles treu und redlich. Da hielten die Kaffern Rath mit den Hollontotes, die zu ihnen gekommen waren und sprachen: Gebt den Fremden Speise und Wasser; bewirthe sie gastfrei. Aber Land sollt ihr ihnen nicht geben, damit sie nicht Lust bekommen, zu bleiben und euch Schaden thun. Wenn ihr sie bewirthe habt, so entlasset sie und saget zu ihnen: Kehret in Frieden in euer Vaterland, zu euren Weibern und Kindern zurück, denn unser Land ist arm, es hat nicht Raum für uns und Euch!« Da sprachen die Hollontotes: Was sollen wir thun, wenn sie nicht gehen wollen? Aber meine Väter antworteten: Jeder schütze sein Haus, so will es der große Geist. Wenn sie Gewalt brauchen, so müßt ihr sie mit Gewalt vertreiben und wir wollen Euch brüderlich beistehen.«

Aber die Hollontotes hatten von dem Feuerwasser

getrunken; sie waren feig und schwach und wagten es nicht, sich zu widersetzen. Deshalb fasten die Holländer festen Fuß und die Hollontotes wurden ihre elendesten Knechte. Sieh', mein Bruder, dahin würde es auch mit den Kaffern kommen, wenn wir deine Brüder in unser Land ziehen ließen.«

Wilberforce wollte eine Einwendung machen, aber Kangho sprach: »Mein Bruder ist ein großer Arzt, aber meine Väter waren älter und haben gesehen, was ich dir gesagt habe. Höre jetzt den Schluß meiner Rede. Die Holländer unterjochten nach und nach das ganze Land. Sie benahmen sich wie Diebe und Mörder, obwohl sie Christen waren. Sie kamen bald auch zu uns, um unsere Väter zu unterjochen. Aber die Kaffern sagten: »Bis hieher geht unser Gebiet und ihr dürft nicht weiter gehen.« Da versuchten sie es mit Gewalt, uns zu unterjochen; aber der große Geist war mit uns und ihre Gebeine bleichten in der Wüste. Kein Mann von ihnen kehrte zurück, um ihren Brüdern zu sagen, welches Schicksal sie getroffen hatte. Wir aber lebten in Frieden auf dem Boden den uns der große Geist gegeben hat. Wir opferten unsern Göttern, nach der Sitte unserer Väter, denn sie schenkten uns Sieg gegen unsere Feinde und Brot und den Wein der Fächerpalme. Wir verlangten nicht nach der Religion der Christen, weil wir gesehen haben, daß die Christen schlechtere Menschen sind, als

die Kaffern. Wir wünschen auch, die Künste der Christen nicht kennen zu lernen, denn wir bedürfen ihrer nicht. So gehe nun hin, und sage deinen Brüdern Kanghos Wort: Verlaßt unsere Gefilde, kehrt über die Gebirge zurück und wagt es nie, die Grenze wieder zu überschreiten. Der Strom gehört uns. Seine Ufer sind unsere Jagdgründe, sein Wasser ernährt unsere Fische. Laßt uns in Ruhe, wir wollen Euch nicht kränken und wir bedürfen der Ruhe. So spricht Kangho.«

Wilberforce war ergriffen. Wohl mußte er dem Könige recht geben, als derselbe sprach, daß die Holländer sich gleich Dieben und Mördern benommen hätten und daß ihr Benehmen gegen die armen Hottentotten nicht den Lehren des Christenthums angemessen war. Aber mehreres in der Rede des Königs veranlaßte ihn, sein Volk zu vertheidigen und er antwortete:

»Der Zug der Engländer bis in diese ferne Gegend entstand nicht durch ihren Willen und geschah nicht, um den Kaffern ihr Eigenthum zu rauben. Es sind von Seite der Kaffern Einfälle in das Gebiet der Colonie gemacht, Plantagen zerstört, Menschen gemordet und ihr Eigenthum geraubt worden. Diese grausamen Thaten forderten Vorsicht, damit sie nicht noch öfter sich wiederholten. Das Land ist offen, jedem Einfall preisgegeben und da die Engländer durch göttliche Zulassung die Herren der Colonie geworden sind, so gebietet ihnen die

Pflicht, ihre Unterthanen zu schützen. Man hat mir gesagt, daß zu diesem Ende der Strom besetzt werden, daß hier Festungen errichtet werden sollen, um Mördern und Räubern ihre Einfälle auf unser Gebiet zu wehren, nicht um friedliche Menschen, die ruhig ihren Geschäften nachgehen, zu kränken. Auch behaupten die Engländer, das Gebiet der Colonie reiche bis an diesen Strom. Demnach haben sie ein Recht, zu fordern, daß man sie in ihrem Eigenthum ungekränkt lasse. — Ich bin ein friedlicher Mann, der nichts mit diesen blutigen Händeln zu thun hat und ich wünsche nur, wenn wirklich die schreckliche Nothwendigkeit bestehen sollte, diese Frage durch Krieg zu entscheiden, daß die Kaffern dem Beispiel der Engländer, der Christen, folgen und fernerhin das Leben der wehrlosen Gefangenen schonen möchten.«

»Ihr habt die Rede des großen Arztes gehört, meine Krieger, was denket ihr, ist seine Rede weise?« redete Rangho die Krieger an. Doch diese beobachteten fortwährend ihr düsteres Schweigen und schienen mit großer Aufmerksamkeit dem Gespräch zuzuhören.

»Mein Vater, du siehst, daß meine Krieger dein Wort überlegen wollen, denn es war bisher unsere Sitte die Gefangenen zum Theil den Göttern zu opfern, zum andern Theil sie zur Blutrache für die gefallenen Landsleute zu schlachten. Wir haben gelernt, unseren Vorfahren gleich zu thun und ihre Sitten zu ehren. Sage

mir, wird das Leben der gefangenen Kaffern im Lager deiner Brüder geschont werden?»

»Es wird nicht nur geschont, sondern die Verwundeten werden gepflegt und geheilt wieder in ihr Vaterland zu den Ihrigen entlassen;« entgegnete Wilberforce.

»Genug, mein Vater. Kangho ist weise und wird thun, was ihm gut dünkt. Wenn die Engländer die Gefangenen schonen, so wird Kangho sie darin zu übertreffen suchen, obwohl ihn seine Religion lehrt, den Freunden Gutes, den Feinden aber Böses zu thun.«

»Auch hierin unterscheidet sich der Glaube der Christen von deinem Glauben, o König;« sprach Wilberforce. »Unsere Religion lehrt, daß wir nicht nur unsere Freunde lieben sollen, sondern auch unsere Feinde. Wir sollen ihnen das Böse, welches sie uns zufügen, verzeihen und ihnen Gutes dafür erweisen.«

Der König der Kaffern sah den Missionär lange starr an, als wenn er kaum seinen Ohren traute. Endlich sprach er: »Gefällt es dir, deine Rede zu wiederholen? Kangho glaubt, nicht recht gehört zu haben und doch sagt Munoroah, daß du ein großer Arzt und sehr weise seiest.«

Wilberforce lächelte und sein Mund sprach mit mildem Nachdruck die erhabenste Lehre des göttlichen Erlösers aus.

»Ha! wer kann Solches von Menschen fordern;«

rief Rangho, den Arm mächtig schüttelnd. »Wer lehrte dich, solche Worte sprechen?«

»Der Gott, der für aller Menschen Sünden am Kreuze starb, Jesus, Gottes eingeborner Sohn,« entgegnete der Missionär. Und nun begann er mit Begeisterung und edler Einfalt die Grundzüge des christlichen Glaubens auf eine der Fassungskraft und den Begriffen seiner Zuhörer sehr angemessene Weise darzulegen. Der König verfolgte seine langsame Rede mit einer Aufmerksamkeit, die ihm kein Wort entgehen ließ. Was er nicht verstand, bat er, ihm wiederholt näher und besser zu erklären. Auch die umherstehenden Krieger verloren keine Sylbe von dieser wichtigen Unterredung. Der Eindruck, den die Worte unseres Freundes auf seine Zuhörer machten, ist unbeschreiblich und Wilberforce bemerkte mit Begeisterung, daß das Wort Gottes hier auf einen wilden, aber weichen Boden fallen würde. Als er nun endlich zum Lebensende, zum Leben durch den Tod, zum Gericht des jüngsten Tages gelangte, und seinen Zuhörern die Auferstehung der Todten schilderte, wie Christus der Herr sie im Evangelium verkündigt hat, sprang Rangho auf und rief:

»Was sollen diese Worte bedeuten? Die Todten würden eines Tages auferstehen?«

»Ja,« entgegnete der Missionär, »alle Todten werden auferstehen.«

»Wird mein Vater auch auferstehen?« fragte der König.

»Ohne Zweifel,« antwortete Wilberforce.

»Und alle die, welche in den Schlachten geblieben sind,« forschte Rangho weiter, »die den Göttern geschlachtet wurden, die wir der Blutrache geopfert haben, werden wieder lebendig?«

»Ja,« rief der Missionär.

Rangho fuhr fort: »Und jene, welche von Löwen, Tigern und Krokodilen verschlungen sind, sollen auch ins Leben zurückkehren?«

»Ja, mein König,« rief Wilberforce, »sie werden auferstehen, um gerichtet zu werden.«

»Und die, deren Leichname auf dem Sande der Wüste liegen blieben, um da zu faulen, die, deren Ueberreste die Winde zerstreut haben, sollen ebenfalls wieder erscheinen und leben.«

»Ja,« antwortete der Missionär, »alle Menschen ohne irgend eine Ausnahme werden wieder in das Leben zurückgerufen werden.«

Nachdem ihn Rangho eine Zeitlang starr angesehen hatte, ohne ein Wort zu sagen, fuhr er mit donnernder Stimme fort, indem er sich an die Häuptlinge wendete; »ihr alle um mich her, ihr alle, die ihr lange gelebt habt, Weise unter den vergangenen weisen Geschlechtern, könnt ihr Euren Ohren trauen?« Dann wendete er

sich zu Wilberforce, stieg vom Throne herab, legte seine Hand auf dessen Brust und sagte:

»Mein Vater, ich liebe dich sehr; deine Rede hat mein Herz fröhlich gemacht; die Worte deines Mundes sind süß, wie Honig; aber die Worte von der Auferstehung sind zu groß, sie sind schrecklich! Man kann sie nicht verstehen. Sprich nicht mehr von den Todten, die in's Leben zurückkehren werden, die Todten können nicht wieder lebendig werden, sie dürfen nicht auferstehen.«

»Warum nicht?« entgegnete Wilberforce; »weshalb wendet ein so großer Mann der Weisheit den Rücken zu? Aus welchem Grunde soll ich nicht wieder von der Auferstehung der Todten sprechen?«

Kangho, der inzwischen auf dem Throne Platz genommen hatte, sprang auf, entblößte seinen Arm, der mächtig in der Schlacht war, schüttelte seine Hand, als hätte er einen Wurffspieß geschleudert und antwortete ihm:

»Ich habe Tausende getödtet; wagst du zu sagen, daß sie eines Tages auferstehen werden?« (*)

»Sie werden dir am jüngsten Tage gegenüberstehen, o König,« rief Wilberforce schauernd und voll Behemuth und Gott wird dich zur Rechenschaft ziehen über all das Blut, das du vergossen. Denn du bist Staub

*) Moffats Schriften, siehe über Südafrika.

vor Gott, deine Tage sind vor ihm gezählet, o König. Darum höre auf meine Worte: Schaffe die Menschenopfer ab, sie sind vor Gott ein Greuel. Schone das Leben der Gefangenen und trage bei, was du kannst, um diesen fürchterlichen Krieg zu enden.

Kangho erschrak sichtbar. So manche finstere That, die er im düstern Wahne des Heidenthums vollbracht, trat vor sein inneres Auge. Wilberforces Worte waren gleich einem zweischneidigen Schwert durch sein Herz gedrungen und das Evangelium erschütterte die Brust dieses Heiden gleich dem Donner, der die Erde erbeben macht und vor dessen Rollen die Felsen zittern. Er neigte das heldenmüthige Antlitz zur Erde, verhüllte es in seine Gewänder und befahl durch einen Wink seiner Hand, den Anwesenden, das Gemach zu verlassen.

Munoroah ergriff leise die Hand des Missionärs, um ihn in sein Zelt zu führen und ihm hier für den übrigen Theil der Nacht ein Lager zu bereiten. Auch die Krieger kehrten zurück, erfüllt von dem, was sie gehört hatten und Kangho brütete still und einsam nachdenkend über die Worte des Missionärs, bis ihn gegen Morgen ein kurzer unruhiger Schlummer beschlich, aus dem er oft und heftig aufschreckte. Kaum graute der Tag, so erschien an Munoroah's Hütte ein Häuptling, um Wilberforce zum König zu bringen, der ihn sehnfüchtig erwartete. Der Missionär hatte friedlich geschlum-

mert. Ein süßes Bewußtseyn der Gnade Gottes und der Pflichterfüllung stärkte sein Herz und gab ihm ganz die Freudigkeit seines Herzens wieder, die er durch die fürchterlichen Ereignisse der letzten Tage nur augenblicklich verloren hatte. Ein demüthiges Gebet um den Beistand Gottes verrichtete er noch und folgte dann dem vorantretenden Häuptling zum König, in der Hoffnung, dort sein Werk, die Predigt vom Reiche Gottes fortsetzen zu können.

Kangho lag auf dem Platze, woselbst ihn Wilberforce gestern verlassen hatte. Er winkte dem Missionär freundlich mit der Hand grüßend und lud ihn, nebst Munoroah, der Wilberforce begleitet hatte, ein, sich niederzulassen und das Morgenmahl mit ihm zu theilen. Die Slaven trugen auf frisch gebrochenen Blättern die sehr künstlich geflochten und in einander gefügt waren, gebratenes Fleisch, ein aus Mehl von der Sagopalme bereitetes sehr wohlschmeckendes Brod und in großen Gefäßen das gewöhnliche Getränk dieser Völkerschaft, geronnene Kuhmilch, auf. Wilberforce genoß nur wenig; er erwartete still, was der König sprechen würde, und es entstand eine lange Pause, als plötzlich der ferne dumpfe Knall eines schweren Geschüßes erdröhnte. Bei diesem Schall horchte Kangho mit Aufmerksamkeit; nicht minder auch Wilberforce und Munoroah. Allein die Neugierde der drei Versammelten blieb nicht lange unbefriedigt, denn plötzlich entstand im Lager der Wilden ein

sehr lebhaftes Geschrei und ein geräuschvolles Hin- und Herrennen. Die Thüre des Gezelttes öffnete sich und einer der vor derselben wachhaltenden Häuptlinge trat ein, um dem Könige die Nachricht zu bringen, daß so eben mehrere Kriegs- und Transportschiffe im Begriff wären, in die Bai einzulaufen.

Kangho sprang auf und eilte hinaus, ihm folgte Munoroah und Wilberforce. Der Anblick, der sich den Außenstehenden darbot, war eben so überraschend, als erhaben, prachtvoll und großartig.

Die Sonne war so eben über das Firmament herausgestiegen und malte den reinen blauen Morgenhimmel und die leichten Wölkchen, die an demselben gleich wolli- gen Flocken ätherisch durchsichtig schwebten, mit goldig rosenfarbner Pracht. Der Strom, der sich gegen Süden laufend in die See ergießt, wie auch die viele Meilen breite Bai, sanft fluthend und mit vom frischen Morgenwinde gefräufelten Wellen rollend, glänzte wie Purpur im Widerschein des strahlenden Himmels. Die grünen Ufer mit ihren erhabenen Wäldern, mit ihren himmelanstrebenden Palmen, deren buschige Häupter vom Wind bewegt wurden, das hohe rauschende Rohr im Sumpfsufer der Strombuchten, alles dieses erglänzte im Nachthau gebadet, frisch, grün und durchsichtig. Weit in der Ferne rollte, den ganzen Horizont umfassend, der indische Ocean und gegen Süden starrten die Gebirge nackt und

violett gefärbt, von Nebelmassen, wie von Schleiern, umwallt, hoch in die feine balsamische Luft. In weiter Ferne am jenseitigen Ufer erkannte man die Schanzen und Mauerwerke des englischen Forts. Einzelne weiße Wölkchen fuhren rasch aus ihren winzigen Oeffnungen; es war der Pulverdampf der Signalschüsse, welche dort zur Bewillkommung der Flotte gelöst wurden. Aber die Entfernung war zu groß, als daß man den Donner der Kanonen bis hierher hätte vernehmen können. Das herrlichste von allen, ein prächtiges Linienschiff, gefolgt von einer Fregatte und einem Kutter, dann zwei Transportschiffen, steuerte mit vollen Segeln herein in die weite herrliche Bai und legte sich mitten in derselben, jedoch aus Vorsicht näher am feindlichen Ufer vor Anker. Hoch vom Mittelmaße wehte der farbige Wimpel, über dem Hauptverdeck die königliche Flagge von England. Zur Seite ankerte die Fregatte, ein stolzer geschmeidiger Bau, während der Kutter ganz in der Nähe des Lagers der Kaffern recognoscirend vorüber segelte, um die Tiefe des Wassers, oder gefährliche Stellen in demselben zu erforschen. Die beiden Transportschiffe legten sich unter die Mauern des Forts, Boote wurden auf allen diesen Fahrzeugen ausgesetzt und durch diesen lebhaften Verkehr bildete die öde Wasserfläche plötzlich das herrliche Gemälde eines Seehafens mit den köstlichsten reichsten Umgebungen. Die Schönheit dieser lebendigen Landschaft erhielt etwas

Wildes durch die zahlreichen Menschenmassen, die sich tobend an den grünen Ufern, oder auf erhöhten Stellen zusammen drängten und mit ihrem tausendstimmigen, herausfordernden Schlachtruf die Lüfte erzittern machten.

Unten am Ufer lagen die Kanots, in denen die Frauen und Kinder, welche auf das englische Ufer übersetzt werden sollten, sich befanden. Beim Anblick der in die Bai einlaufenden Schiffe hielten es die Kaffern, welchen dieses Geschäft übergeben war, für zweckmäßig, an das freundliche Ufer zurückzukehren und den ferneren Verlauf dieser Sache dort abzuwarten. Sie wurden jetzt mit einem wilden Rachegeschrei empfangen und die Krieger wagten nicht, am Ufer zu landen. Munoroah entdeckte mit scharfem Auge, was dort geschah und eilte, nachdem er seinen königlichen Bruder hievon in Kenntniß gesetzt hatte, hinab, um das bedrohte Leben der Gefangenen zu schützen. Auf sein gebietendes Wort wichen die Andrängenden, meist Weiber und Knaben, zurück und bald befanden sich die Bedrohten in Sicherheit.

Kangho kehrte jetzt mit seinem Gaste und Munoroah in das Lager zurück und berief in das Zelt oder die Hütte, welche er bewohnte, die vornehmsten Anführer der Kaffern. Bald füllte sich der Raum im Innern der Hütte mit den Tapfersten, Muthigsten und Weisesten dieser edlen, kriegerischen und doch so grausamen Nation. Der König hatte sich inzwischen in das anstoßende Ge-

mach zurückgezogen und es verging etwa eine Stunde, während die Krieger ihn erwarteten, schweigend in würdevoller Stille und in einer Haltung, welche einer Anzahl hoher europäischer Offiziere Ehre gemacht haben würde. Endlich erschien der König, vollständig nach der Sitte seiner Nation gekleidet und bewaffnet. Bei seinem Anblick stürzten die Krieger auf ihr Angesicht nieder und erwarteten schweigend in dieser Stellung, was der König durch ihre Berufung beabsichtigte. Kangho genoß eine kurze Zeit den Triumph, den ihm diese Unterwerfung seines Volkes gewährte; dann sprach er:

»Erhebt euch, meine weisen und tapfern Krieger.«

Man sah auf den wilden Gesichtern dieser Söhne der Wildniß, die sich jetzt in Reihen vor dem Könige aufstellten, so daß sie alle sein männlich schönes Antlitz betrachten konnten, wie sehr diese Anrede ihnen schmeichelte, und daß sie ganz die Ehre fühlten, welche ihnen durch so bezeichnende Beinamen erwiesen werden sollte; aber kein Laut unterbrach die ehrfurchtsvolle Stille, welche in dem Gemach herrschte. Der König bemerkte mit Wohlgefallen die Wirkung, welche seine Anrede hervorbrachte und fuhr sodann fort:

»Wir kamen aus der Gegend, wo die Sonne um Mittag senkrecht am Himmel steht und der menschliche Leib keinen Schatten wirft, über den großen See, der die Krokodille nährt, über die Löwen- und Panther-

ebenen. Wir kämpften mit den Cassons und Saartas, mit den Bewohnern von Cayor, Sin und Yany und mit vielen andern Völkern; sie widerstanden uns, aber die Erde war roth von ihrem Blut. Als wir hierher kamen, fanden wir am Ufer des Stromes Niemand mehr. Das Land war eine einsame Wildniß, nur von Elephanten, Rhinoceroten, und dem Nilpferd bewohnt, und von Löwen und Tiegern, die mit ihnen kämpften. Wir ließen uns am Strom nieder, und nannten ihn den Fischfluß, weil seine Fische uns Nahrung gaben. Unsere Frauen rotteten die Wälder auf den Bergen aus und wir bewohnten das Land in Frieden. Die Hollontotes wurden unsere Freunde, weil sie sagten: Hier könnt ihr wohnen, wir wollen euch nicht kränken, denn es ist Raum für alle vorhanden. Die Finggas folgten unsern Schritten, aber wir behaupteten als Männer das Gebiet, das wir als Krieger erkämpft hatten. Sie kosteten das Wasser des Stroms mit ihren Lippen, aber sie fischten nicht in seiner Fluth und wir warfen ihnen die Gräten unserer Fische zu.«

»Die ersten weißen Menschen, die wir sahen, waren Holländer. Es waren Diebe, Mörder und sie nannten sich Christen. Die feigen Hollontotes vertheidigten ihr Land nicht, denn das Feuerwasser, das ihnen die Weißen kosten ließen, versengte ihre Kraft. Sie wurden die Knechte der Holländer und von ihnen unter die Füße

getreten. Man suchte auch uns zu unterjochen; aber unsere Väter richteten ein Maal auf an der Grenze und sagten: dieses dürft ihr nicht überschreiten. Da kamen sie mit Donnerbüchsen am Tage und suchten das Maal zu verwischen. Aber die Kaffern schlugen eine Schlacht von Untergang bis zum Aufgang der Sonne. Kein Mann von den Holländern kehrte zurück und ihre Gebeine bleichten unbeerdigt im Strahl der Sonne. Seit jener Zeit waren wir allein und glücklich. Wir bauten Wurzeln, wie es uns die Hollontotes gelehrt. Der Strom, das Meer gaben uns Fische, die Wälder Hirsche, Antelopen, die Luft Vögel. Wir beteten den großen Geist und seine Brüder an; wir opferten dem bösen Wesen und hielten die Weißen in solcher Entfernung, daß sie unsere Triumphgesänge nicht hören konnten.«

»Jetzt, meine Brüder, kommt eine neue Zeit. Ein anderes Volk sucht in dieß Land zu dringen. Sein Arm ist eisern und es verbindet mit der Tapferkeit Weisheit und schlaun Sinn. Die Ingleses (Engländer) sagen uns: der Strom, das Meer gehören uns und ihr sollt in die Berge gehen. Ihr sollt nicht mehr fischen im Strom und im Salzwasser; die Wälder mit ihrem Wild, das Thal mit seinen Palmen wollen wir euch nehmen. So werden sie uns Fuß für Fuß in die Wildniß treiben, bis wir nichts mehr sehen, als den heißen Sand der Wüste und das blaue Gewölbe des Himmels über unserm

Haupte. Wir werden verschmachten, wenn wir thun, was die Fremden fordern, und unser Stamm wird von der Erde verschwinden wie ein Wölkchen, das still am Firmamente ins Blaue zerfließet.«

»Ich habe Euch rufen lassen, um Euren Willen zu hören. Was soll geschehen? Sollen wir den Strom räumen, wie es die Ingleses fordern, oder sollen wir unser Eigenthum und die Gräber unserer Vorfahren vertheidigen?«

Die Rede des Königs hatte einen tiefen Eindruck hervorgebracht. Einen Augenblick blieb es ruhig. Dann brach ein lautes Geschrei aus, das die Kampflust und die verhaltene Wuth der Wilden über das ungerechte Begehren der Fremden deutlich genug bezeichnete. Es endete mit dem dröhnenden furchtbaren Schlachtruf der Kaffern.

Der König erhob seine Hand, da wurde es stille. »Wohlan, die Kaffern sind Männer. Wir wollen unser Land vertheidigen bis zum letzten Blutstropfen,« sprach er, »eher sollen unsere Gebeine hier am Ufer vom Sturm zerstreut werden, ehe ein Mann von den Fremden hier eine Hütte errichten darf. Doch höret jetzt, was die Götter mir eingegeben haben. Die Fremden sind tapfer und stark im Kriege, aber sie handeln mild gegen die Gefangenen. Mein Bruder fiel bei einem Gefecht nebst vielen Kriegern unseres Volkes verwundet in

ihre Hände. Sie haben ihn gepflegt, geheilt und mit Wohlthaten überhäuft, denn es ist Sitte bei ihnen, die Gefangenen wie Gastfreunde zu behandeln und wenn sie wieder hergestellt sind, mit Geschenken überhäuft in ihre Heimath zu senden. So pflegen Tapfere gegen Tapfere zu handeln und diese Sitte gefällt den Göttern wohl. Das Blut fließe auf dem Schlachtfelde und des Wehrlosen werde geschont. Es ist ein Mann hier aus dem Lager der Fremden. Sein Geschäft ist nicht der Krieg, sondern er ist ein großer Arzt und sehr weise. Ich will meinen Bruder und sechs Häuptlinge von unserm Volk zu den Ingleses senden, und er soll sie begleiten. Ich will die Worte des Friedens versuchen und wenn es möglich ist, diesen Krieg beendigen.«

Hier schloß Rangho und rief sechs der tapfersten und weisesten Kaffern vor den Thron. »Geht zum Anführer der Ingleses, der große Arzt wird euch führen. Sagt ihm: Uns sendet Rangho, der Kaffern König. Sagt ihm: Der Strom, das Meer, das Land bis an die Berge gehört uns, denn der große Geist hat es uns gegeben. Zerstört die Burg, die ihr am Strome gebaut habt; kehrt über die Berge zurück in das Land der Holontotes. Es ist groß genug für euch und der große Geist hat es euch gegeben. Gestattet nicht, daß die holländischen Bauern Einfälle in unser Jagdgebiet machen und die friedlichen Fischer und Jäger der Kaffern mit

ihren Gewehren aus dem Hinterhalte tödten, dann wollen auch wir ferner keine Einfälle auf euer Gebiet gestatten. Die Bai soll euch offen stehen; wir wollen einen großen Marktplatz hier errichten und einen friedlichen Handel mit euch treiben. Wir wollen euch Felle, Vieh, Elfenbein, Gold und alles, was ihr von den Erzeugnissen unseres Landes brauchet, zuführen und von euch eintauschen, was wir von euch bedürfen. Aber ihr dürft keine Hütten errichten, sondern ihr sollt unsere Gäste sein und wir wollen euch ernähren, so lange ihr unter uns weilet.«

Wenn die Ingleses nicht annehmen wollen, was ich ihnen biete, dann sprecht: So sei Krieg zwischen uns und euch! Aber das Blut fließe nur auf dem Schlachtfelde, die Gefangenen sollen geschont werden, und die Götter mögen entscheiden, wem der Sieg gehört. So spricht Rangho, der König der Kaffern.«

Einstimmig gaben die Versammelten diesen Vorschlägen des Königs ihren Beifall. Die Häuptlinge machten sich zur Abreise fertig und Wilberforce war voll froher Hoffnung, daß diese Vorschläge im englischen Lager Beifall finden und dort genehmigt werden würden. Eine so friedliche uneigennützigte Seele, wie er, konnte gar den Gedanken nicht fassen, daß unter dem Deckmantel der Vertheidigung der Grenzen dieser Colonie die unersättliche Vergrößerungssucht seiner Landsleute

nichts anderes erstrebte, als sich hier festzusetzen und das herrliche, an allen Naturerzeugnissen so reiche Gebiet der Kaffern sammt dem kriegerischen Volke, welches dasselbe bewohnte, zu unterjochen und unter englische Botmäßigkeit zu bringen. Er zweifelte nicht im Mindesten, daß diese gemäßigten Forderungen erfüllt und das vortheilhafte Anerbieten des Königs sogleich angenommen werden würde. Wie wenig kannte er die habfüchtige Politik von Albion! (England.)

Bald war die Gesandtschaft bereit, in das Lager des englischen Heeres zu gehen. Allein als man sich eingeschifft hatte, erkannte man, daß es unmöglich sein würde, der Begegnung mit einem oder mehreren Booten der Kriegsschiffe auszuweichen, denn die beiden Kanots, auf deren einem sich Wilberforce mit Munorwah und dessen Begleitern befand, während das andere die Frauen und Kinder trug, die von den Kaffern den Engländern zurückgegeben wurden, erregten sogleich Aufmerksamkeit und der beständig lavirende Kutter sowohl, als auch die in der Nähe befindlichen größeren Kriegsschiffboote steuerten sogleich auf die Fahrzeuge los. Es war eine kluge Vorsichtsmaßregel, daß der Missionär den Kaffern gerathen hatte, grüne Zweige zum Zeichen ihrer friedfertigen Gesinnungen mitzunehmen und in den Händen zu tragen, sonst würden sie wohl schwerlich einer feindlichen Behandlung entgangen sein. Wilberforce ließ nun

nach dem Linienschiffe steuern und kurze Zeit darauf stand er auf dem erhabenen Berdeck des mächtigen Gebäudes mitten unter einer sehr großen Anzahl seiner Landsleute, welche ihn und seine Begleiter neugierig und spöttisch musterten. Der kommandirende Offizier meldete seine Ankunft dem Befehlshaber der ganzen Flottenabtheilung und Wilberforce wurde mit seinen Begleitern in die große Kajüte geführt, wo er den Admiral und den neuernannten Oberbefehlshaber des englischen Heeres an der Algoabai traf, denen er von dem Gouverneur des Caps sehr angelegentlich empfohlen war und die mit nicht geringem Erstaunen die Erzählungen der blutigen Ereignisse aus den letzten Tagen von ihm vernahmen. Da sich die Schiffe während dieser Vorfälle in See befunden hatten und noch Niemand vom Fort an Bord derselben gelangt war, so war die Nachricht für die Zuhörer etwas völlig Neues und aus diesem Grunde ließ der Commandeur dem Kutter signalisiren, heranzukommen und den neuen Gouverneur, so wie die Gesandtschaft der Kaffern nach dem Fort zu bringen. Nach Verlauf einer Stunde war das geschehen. Oberst R . . . , der bisherige Befehlshaber, empfing den neuen Gouverneur an der Spitze der vor dem Fort in Parade aufgestellten Truppen, las den Befehl seiner Absetzung und trat sogleich als untergeordneter Offizier eine Haft an, während deren Dauer er eine kriegsrechtliche Untersuchung seiner

begangenen Fehler und seines ganzen Kommandos zu bestehen hatte. Jetzt trat Wilberforce mit seinen Begleitern vor den neuen Kommandanten General P . . . , übergab die Gefangenen und machte den General mit dem Inhalt der Botschaft bekannt, die Kangho durch seine Krieger übersendet hatte.

Der General hörte ihn mit Aufmerksamkeit an und ließ sodann einen Kriegsrath zusammentreten, um die Meinung der Offiziere über diese Angelegenheit zu vernehmen. Er erfuhr wiederholt, welche Niederlage die Engländer erst vor einigen Tagen erlitten hatten und hörte mit Staunen und unverhehlter Entrüstung den Rath mehrerer älterer Offiziere, auf die nicht unbilligen Vorschläge des Königs Kangho einzugehen, um weiterem Blutvergießen vorzubeugen. Dieses Benehmen seiner Untergebenen bewies ihm besser, als alle seine Instruktionen, daß der kriegerische Geist der englischen Truppen durch die ungeschickten und verkehrten Maßregeln seines Vorgängers gelähmt, wo nicht gänzlich verschwunden war und er hielt es für zweckmäßig, seine Untergebenen mit den von der Regierung erhaltenen Vorschriften bekannt zu machen. Deshalb sagte er ihnen, daß es der Regierung darum zu thun sei, festen Fuß auf der ganzen Küste zu fassen, die Kaffern vom Strom und Meere zu vertreiben, die wichtigsten Punkte im Innern ihres Gebiets zu besetzen, dort Forts anzulegen und so das

Gebiet dieses kriegerischen Volksstammes, der allein dem Vordringen nach dem Innern bisher hindernd im Wege gestanden war, mit der Capcolonie zu vereinigen. Zur Erreichung dieses Zweckes genüge es nicht, befestigte Posten am Strome zu haben, sondern das Heer müsse den Feind im Herzen seines Landes angreifen, ihn wiederholt empfindlich schlagen, seinen wilden Troß brechen und eine Flotte müsse die Anstrengungen des Landheeres von der Küste her unterstützen. Alles das müsse so schnell, als möglich geschehen und von einer Annahme der Bedingungen des Barbaren könne also natürlich keine Rede sein. Alles das sprach der neue Befehlshaber in sehr strengem Tone. Die Offiziere, welche zum Frieden gerathen hatten, schwiegen beschämt und es läßt sich nun leicht denken, daß die Gesandtschaft der Kaffern unverrichteter Dinge zurückkehren mußte. Der Missionär hatte bei der Verhandlung als Dolmetscher gedient, und erhielt, nachdem die Unterredung der Abgesandten mit dem Kommandanten zu Ende war, die Einladung, beim Heere zu bleiben, bis der Krieg die Sache zur Entscheidung gebracht haben würde. Aber Wilberforce fühlte einen tiefen Abscheu vor diesen Machinationen in seiner Brust. Er bat also, ihm sein Eigenthum zu überliefern und gab seine Absicht zu erkennen, sich mit diesem in die fernste Wildniß des Kaffernlandes, wohin der Fuß eines Europäers bisher noch nicht hatte dringen können,

zurückzuziehen. Es war vergeblich, ihm hierüber Vorstellungen zu machen. Man erfüllte also seinen Wunsch und er stand bis gegen Abend wieder im Lager der Kaffern. Der König empfing ihn wohlwollend und vernahm die Zurückweisung seiner friedlichen Vorschläge mit stolzer Ruhe, obwohl mit flammendem Auge. Sogleich nachher ergriff er seine Maßregeln zur Vertheidigung des väterlichen Bodens. Wilberforce machte ihn mit seinem Wunsche bekannt, ferne vom Kriegsschauplatz in einer bevölkerten Gegend des Kaffernlandes wohnen zu dürfen und Kangho gewährte ihm gerne diese Bitte. Am folgenden Morgen zog Wilberforce, begleitet von mehreren vertrauten Dienern Kangho's und von einer großen Anzahl Slaven, die seine Geräthschaften trugen, fort in das Innere des Landes. Der Weg führte über Berge und durch Ebenen, über Küstenflüsse und Bäche, durch bebaute Gegenden und durch wasserleere Wüsten, bis tief in das Innere, an die nördliche Grenze des Kaffernlandes, an die Ufer eines größeren und wasserreicheren Stromes, den die Eingebornen Malalareen, oder mit einer bildlichen Bezeichnung »das Herz des Vaterlandes« nannten. Hier umgaben ihn nur friedliche Menschen, die europäische Kunst und Tücke nicht kannten. Ihnen wollte er Lehrer, Vater und Freund sein: hier wollte er die erste Mission gründen und der Vorläufer späterer Missionäre werden, die durch seine

Bemühungen ein schon vorbereitetes Feld für ihre Thätigkeit finden sollten. Die Krieger, welche Rangho ihm zum Schutz beigegeben hatte, kehrten zurück auf den Kriegsschauplatz und Wilberforce begann im Namen des Höchsten das Werk der Heidenbefehrung.

General P . . . , eröffnete den Krieg gegen die Kaffer auf's Neue. Zwei Tage nach der Abreise des Missionärs rekognoscirte er ihre Stellung und gegen 10 Uhr Vormittags legten sich die drei Kriegsschiffe möglichst nahe am Ufer, das von ungeheuren Schwärmen afrikanischer Krieger besetzt war, vor Anker. Hierauf eröffneten sie ein zerstörendes schreckliches Feuer gegen diese Wilden, deren heldenmüthige Tapferkeit den fürchterlichen Mordmaschinen der Europäer freilich nur einen kaum beachtenswerthen Widerstand entgegen setzen konnten. Unter dem Schutz der Batterien, welche mehrere Stunden unaufhörlich spielten, obwohl die Eingebornen sich längst aus dem Bereich der Kugeln zurückgezogen hatten, stiegen die Grenadiere des Caps, sowie die übrigen Truppen ans Land und griffen die Hügel an, auf welchen König Rangho die Seinen aufgestellt hatte. Hier half keine Aufopferung, keine Todesverachtung gegen die starre Disciplin. Tausende fielen, unzählige blieben verwundet, mit zerschmetterten Gliedern auf dem Wahlplatze. Schritt vor Schritt vertheidigten die tapfern afrikanischen Krieger ihre heimathliche Erde.

Aber umsonst waren alle ihre Anstrengungen; sie vermehrten nur das nutzlose Blutbad, welches das Geschütz der Engländer und die fürchterliche neuerfundene Mordwaffe, das Bajonett unter ihnen anrichtete. Bis zum Untergang der Sonne wüthete die Schlacht und als die Nacht einbrach, befahl Rangho den Rückzug. Er verließ mit seinen Kriegern den geliebten Strom, um ihn nie wieder zu sehen. Die Engländer machten sich schnell zu Meistern des linken Ufers. General P . . . benützte den ersten Schrecken und verjagte die entmuthigten Eingebornen in die entlegenen Wildnisse. Ein einheimisches Heer von Hottentotten und Kaffern, die längst im Gebiete der Colonie gewohnt hatten, wurde organisirt. Das Land erhielt Forts auf allen gefährlichen Punkten. Ein Truppenfordon wurde weit in das Innere vorgeschoben, um die Einfälle der durch ihre Verluste in Wuth gesetzten Kaffern zu vereiteln. Nie hielten sie wieder den Engländern in offener Feldschlacht Stand. Ihr Krieg beschränkte sich auf nächtliche Ueberfälle, oder auf die Bertheidigung der Gebirgspässe, eine Kriegführung, die ihnen durch die Natur ihres Vaterlandes und durch die Klugheit geboten war und in der sie durch keine Anstrengung überwunden werden konnten. Die Fortschritte der Engländer endeten mit der Eroberung des Stromes und des schmalen, aber sehr fruchtbaren Seestrandes. Doch bot ihnen diese blutgetränkte

Erwerbung keine Vortheile dar und die Besizung, die sie frevelhaft erworben hatten, wurde ihnen durch die wilde rachgierige Tapferkeit der Eingebornen unaufhörlich streitig gemacht. Die Geschichte dieses Krieges ist eine der fürchterlichen, welche nichts, als blutiges Gemetzel, rauchende Brandstätten und wilde Verheerungen darbietet, ein unerfreuliches Gemälde für den Menschenfreund und wir werden deshalb im ferneren Verlaufe dieser Erzählung nur seltene Blicke dorthin werfen, um den Faden der Ereignisse nicht gänzlich zu verlieren.

Viertes Kapitel.

Die Thätigkeit des Missionärs. — Früchte seiner Anstrengungen. — Ein Brief. — Beschreibung des Missionsortes. — Munoroah wird bei einem Ueberfall verwundet und zu Wilberforce gebracht. —

Der Ursprung des Stromes, an dem sich jetzt unser Freund Wilberforce befand, ist an der Ostgrenze der Hochterasse der Bosjesmans, eines wilden Bergvolkes, im Norden der Schneeberge, welche das Kaffernland von der Hochterasse scheidet, und wahrscheinlich viele hohe Berggipfel trägt. Im Osten davon wohnen die Stämme der Lambookies und Mambookies, im

Nordwesten aber die der Mathimba, Mathuana und Imbo. Vier Quellströme wurden Wilberforce von den Eingebornen angegeben, die alle von Osten und Südosten fließen und zwischen dem 28. und 29. Grad südlicher Breite sich unter dem Meridian der Algoabai in ein Strombette versammelt haben. Sie heißen von Osten nach Westen gerechnet, der Malalareen, der gelbe Fluß, der Alexanders und der Craddoffluß. Die drei letzteren haben ihre Namen von Europäern erhalten, die in späterer Zeit erst in diese entlegenen Gegenden vordrangen. Der Malalareen dagegen hat seinen Namen von Eingebornen, den Beetjouanen, erhalten, obwohl ihn andere Völker auch anders benennen. Die Koranas z. B. nennen ihn Hhou, und allgemein wird er, wie wir schon gesagt haben, das Herz von Afrika benannt. Wie diese Benennung zu verstehen sei und weshalb er so genannt wird, ist nicht bekannt. Hier wohnte unser Freund Wilberforce, fern von den kriegerischen Scenen, deren Nachhall nur wie ein dumpfes schreckliches Geräusch hieher in diese entlegene friedliche Gegend drang. Die reizendste Landschaft liegt an den Ufern dieses Quellstromes; Wasser, Bäume und grüner Boden zeigen sich in mannigfaltiger Form, ein lachender Anblick. Der Strom ist hier schon breit und tief, wie die Themse bei der Fluthzeit; Wald steht an seinen Ufern und die wunderbarsten Geschöpfe Afrikas beleben sie. Die Luft

ist mild und lieblich, nicht heiß, sondern durch frische Gebirgswinde abgekühlt.

Wilberforce war kaum hieher gelangt, so umgaben ihn zahlreiche Schaaren von Eingebornen, welche nie einen Europäer gesehen hatten. Ihr Erstaunen über sein Aussehen und über die große Anzahl seltsamer Gegenstände, die er mit hierher gebracht hatte, war eben so groß, als ihre Gutmüthigkeit und Einfalt. Sie überboten sich in dem Bemühen, die Wünsche des weißen Fremden, der bis zu ihnen gekommen war, zu befriedigen. Sie wurden nicht müde, alles, was sie an ihm sahen, zu bewundern und ihre Fragen nach Zweck und Bestimmung der Dinge, die sie bei ihm sahen, waren eben so natürlich, als verständig. Die Freude, welche Wilberforce genoß, als er sich unter einem so ganz noch im Stande der edelsten Unschuld und Einfachheit lebenden Naturvölkchen sah, ist unbeschreiblich. Er faßte die schönsten Hoffnungen für das Gelingen seines edlen Werkes, ihnen Vater, Freund und Lehrer zu sein und ging mit frohem Muth an das Werk, sich eine Hütte zu errichten, um die künftigen Tage seines Lebens hier zu verleben und auch zu beschließen. Bäume wurden mit Hilfe der Eingebornen gefällt, zubehauen, in die Erde gerammt. Schnell begriffen die Eingebornen die Handhabung der Werkzeuge und schon nach wenigen Wochen stand hier ein wohnliches Gebäude nach euro-

päischer Art. Der Ruf des weisen Fremdlings verbreitete sich im ganzen umherliegenden Lande und die Eingebornen reiseten aus sehr fernen Gegenden bis hierher, um den Europäer, sein großes Haus und seine Schätze zu sehen und kennen zu lernen.

Aber auch in anderer Hinsicht erwarb sich Wilberforce die Freundschaft und Ansprüche auf die Dankbarkeit seiner Nachbarn. Wo ein Kranker oder Hülfbedürftiger war, da erschien Wilberforce, wie ein rettender Engel. Er brachte Hilfe, wo es möglich war, Trost, wo Gott es anders beschloss. Die Eingebornen hörten gerne auf seine lieblichen religiösen Erzählungen und unterredeten sich häufig mit ihm über höhere Gegenstände. Schritt vor Schritt gieng der Missionär vorwärts und nichts trat hier seinem Wirken hindernd in den Weg, als die abergläubischen Vorurtheile der Wilden, die er in ihrer Nichtigkeit enthüllte und mit Erfolg bekämpfte. Sein Streben ging aber nicht allein dahin, die Religion Jesu Christi hier auszubreiten und zu lehren, sondern er machte die Eingebornen auch mit den Vortheilen des Ackerbaues bekannt. Felder wurden urbar gemacht, mit Reis und europäischen Getraidearten besät, die hier ein vortreffliches Gedeihen versprachen. Kartoffeln, Gemüse aller Art wurden in einen neu angelegten Garten gepflanzt. Ein besonderer Theil desselben wurde zu einer Baumschule bestimmt und in dieser fruchtbaren

Erde wurzelten europäische Obstbäumchen so gut, als die köstlichen und wohlthätigen Fruchtarten Westindiens, deren Samen und Triebsechser Wilberforce mit hierher gebracht hatte. Die Eingebornen begriffen schnell die Art und Weise, wie Wilberforce den Ackerbau behandelte. Er theilte freigebig die mitgebrachten Geräthschaften an seine befähigtesten Nachbarn aus und sie begannen mit lobenswerthem Eifer, ihm nachzuahmen. Andere, deren Neigung oder Fähigkeiten nach einer anderen Richtung strebten, lehrte er, das Rind, welches sie bisher nur zum Tragen gewöhnt hatten, zum Zug am Wagen zu benützen und wieder andere, deren Hand geschickt war zum Verarbeiten des Holzes, oder anderer roher Naturstoffe, verfertigten nach seiner Anleitung und nach den mitgebrachten Mustern zweirädrige Lastwagen, oder Handkarren und andere Dinge, die zum Transport nöthig waren. Er selbst verwendete einen Theil seiner Zeit zum Studium der Sprache dieses Völkchens. Eine kleine Druckerpresse und eine große Auswahl von Charakteren, die er aus England mitgebracht hatte, und mit deren Hilfe es ihm gelang, die einfachen Laute der Kaffernsprache auf dem Papier zu versinnlichen, gab ihm die Möglichkeit an die Hand, mühsam und mit Anstrengung aller seiner erfinderischen Geisteskraft kurze Sätze in der Mundart dieses Landes zu drucken. Als er die Möglichkeit gefunden hatte, hierin bei weiteren

S*

Erfahrungen etwas Größeres zu Stande zu bringen, begann er, ein Wörterbuch und eine kurze Sprachlehre zu entwerfen. Mehrere Jahre waren nöthig, bis es ihm gelang, dieses wichtige, mühsame Werk zu einiger Vollständigkeit zu bringen, weil er fand, daß für außer-sinnliche Dinge in der Sprache dieses Völkchens, nur äußerst mangelhafte oder gar keine Ausdrücke vorhanden waren, weil die englischen Worte von demselben nicht ausgesprochen werden konnten und er deshalb genöthigt war, neue Worte zu ersinnen. Nach ungeheurer Anstrengung gelang es ihm, dieses große und mühsame Werk zu Stande zu bringen. Wilberforce wurde nun Drucker. Er entwarf eine wohlgeordnete Fibel zum Leseunterricht und druckte sie ab. Die größere Frucht seines Bemühens, den Katechismus der englischen Hochkirche zu drucken, gelang ihm nach unsäglicher Mühe. Nun sendete er sein Wörterbuch, seine Sprachlehre und Exemplare der von ihm selbst gefertigten kleinen Büchlein durch einen Boten nach dem Cap. Von dort gelangte diese von einem unglaublichen Fleiß und der glücklichsten Befähigung zeugende Arbeit nebst einem treuen Bericht alles dessen, was er seit seiner Abreise erlebt hatte, nach England an den großen Centralmissionsverein. Man staunte dort, was Ein Mann in so kurzer Zeit von drei Jahren geleistet hatte und dachte schon ernstlich daran, die ganze heilige Schrift nach Wil-

berforce's Bearbeitung in der Kaffernsprache zu drucken. Mehrere der tüchtigsten Lehrlinge bereiteten sich vor, Wilberforce nachzufolgen und ihn in dem großen Werke der Heidenbekehrung zu unterstützen. Es war nun ein Leichtes für sie, die Sprache dieses Volkes zu erlernen, da das Wörterbuch und die Sprachlehre von Wilberforce schon entworfen waren und bald durfte unser Freund hoffen, die Früchte seiner Anstrengungen zu genießen.

Aber auch die ihm Zunächstwohnenden hatten sich längst mit Wilberforce befreundet. Eine Kirche stand schon, zwar nur einfach von Holz erbaut, ohne Schmuck; aber die Eingebornen ehrten diese Hütte des Herrn und wußten, was sie dort zu thun hatten und genoßen schon in nicht unbedeutender Zahl die Segnungen des christlichen Glaubens. Das Thal war schon ein lieblicher Fruchtgarten, Korn- und Weizenfelder grüntem und reiften neben einander. Junge Birn- Pflaumen- Pfirsich- und Aprikosenbäumchen strebten auf den Hügeln empor und trugen im vierten Jahre ihre ersten Blüten. Um die Kirche, die auf einem grünen Hügel erbaut worden war, reihten sich einfache, aber wohlgebaute Hütten und Stallungen. Kinder zogen die Frachtwagen über gebahnte Wege und auf dem Strome schaukelte sich die kleine Segelbarke des schwarzen Fischers. Schafheerden lagerten auf den Tristen unter der Aufsicht der Hirten. Die Frauen hatten das Wollengarnweben gelernt, die Kinder

das Spinnen an der Spindel und der starke Kaffer führte den von Rindern gezogenen Pflug und gebrauchte geschickt die Sense und das Grabscheit. Ein Magazin war errichtet worden; dort wurde der Ueberfluß aufbewahrt und jeder bezog daraus, gegen eine bestimmte Abgabe dessen, was er durch seiner Hände Arbeit hervorbrachte, seine Bedürfnisse. Wilberforce konnte nun schon allein seinem Amt als Lehrer sich widmen und baute seine Felder und seinen Garten nur des Beispiels wegen, denn seine kleine Gemeinde gewann der Erde bereits viel mehr ab, als sie selbst bedurfte. Die ganze Gegend hatte ein noch viel lieblicheres, freundlicheres Ansehen gewonnen und man sah hier keine halbnackten Menschen mehr, sondern gutgekleidete Arbeiter, die im selbstverfertigten zweckmäßigen Gewande umhergingen. Hier möchte ein Brief unseres Wilberforce am Besten die Lage und das Gedeihen seiner Gemeinde schildern. Er lautet folgendermassen:

Bethlehem im Kaffernlande, den 7. Mai 17..

Theurer Freund und Bruder!

Recht gerne würde ich schon früher an Dich geschrieben haben; aber ich zog es vor, die Zeit abzuwarten, wo der Allgütige mein Werk so weit gesegnet haben würde, daß ich Dir etwas Erfreuliches darüber mittheilen könnte. Mein Bethlehem gedeiht und ich wünsche

nur, daß Du selbst sehen möchtest, welche Veränderung die vergangenen drei Jahre hier, mitten in der afrikanischen entlegensten Wildniß, hervorgebracht haben. Ich staune selbst täglich darüber und kann nicht aufhören, den lieben Gott zu preisen, der mich gewürdigt hat, so Großes durch mich zu wirken. Denn nicht ich, Gott ist es, der durch mich unwürdiges Werkzeug schaffet und alles, was geschehen ist, das danke ich bloß Seinem Beistande und Seiner Gnade. Möge Er auch ferner gnädig über meinem Bethlehem walten.

Es ist doch etwas recht Liebliches, ein keimendes Saatsfeld in seinem ersten Frühlingsgrüne zu sehen, wenn es auch durch heftige Gewitterschauer zum Keimen gebracht ist. Diese Gewitterschauer der Leiden und Trübsale, die so gar oft im Reiche Gottes lange schlummernde Samenkörner zum Keimen brachten, fehlten nicht, aber die dunkle Erde, die das erste Grün verbarg, war in meinem lieben Bethlehem nur wenig oben aufgestreut. Das stille friedliche Völkchen, unter das mich die Hand des Allmächtigen versetzte, hat nur den Samen erwartet, wie ein vorbereitetes Feld, und allenthalben um mich her sproßt er auf in herrlicher Frühlingspracht. Ja, mein theurer Bruder, ich lebe jetzt unter Menschen, die ich aus Götzendienern zu Gottesdienern, aus Wilden zu einem friedlichen Arbeitsvolke, aus Heiden zu Christen gemacht habe. Da, wo sonst ein gräulicher Aberglaube

Menschen opferte, steht jetzt eine Christenkirche und der Gottesdienst wird von 250 bis 300 Personen regelmäßig besucht. Die Zahl dieser Neubekehrten wächst noch immer, so daß ich bald an die Vergrößerung der Kirche werde denken müssen. Die Kinder meiner Gemeindeglieder gehen zur Schule — ach! ich wünschte, du möchtest zusehen können, wie begierig sie aus der Bibel, die ich für sie anfertigte und druckte, lesen lernen. Die Alten staunen über die Fortschritte ihrer Kleinen und viele davon lernen wieder von ihren Kindern. Das ist ein Anblick, der das Herz erquickt. So geht die geistliche Wirksamkeit auf dem von mir gegründeten Institute, dem Herrn sei Dank, recht gesegnet fort und die guten Früchte bleiben nicht unsichtbar.

Aber auch das Land selbst, welches wir bewohnen, erlitt eine fast herrlich und köstlich zu nennende Umwandlung. Als ich hierher kam, war alles wilde rohe Natur. Der Boden brachte viele Früchte, Kräuter, Wurzeln hervor und andere nährnde Dinge, die von den Eingebornen zur Speise gesucht wurden. Aber sie verstanden es nicht, den Acker zu bauen; sie trieben bloß Viehzucht. Der Strom war ungebändigt und floß reisend in den sumpfigen Ufern. Jetzt ist er mit Dämmen eingefast und am Wasser liegen Getreidfelder voll Ueberfluß und Segen. Das wilde Gestrüpp auf den Hügeln ist ausgerottet und die Abhänge prangen im

Schmuck junger blühender Obstbäumchen und der edlen Rebe, die ich gezogen und gepflanzt. In den sumpfigen Niederungen wächst der nährende Reis, das edle Pifanggewächs streckt seine riesigen Blätter gen Himmel. Sago- und andere Palmen kommen hier recht gut noch fort trotz der tiefen südlichen Lage und der nahen Gebirge.

Auf den Tristen weiden Lämmer, brüllt das kraftvolle Rindvieh. Auf wohlgebahnten Wegen knarren zweirädrige von Stieren gezogene Wagen. In den Feldern arbeiten wohlgekleidete Menschen und der Pflug lockert einen Boden jungfräulicher Art auf, der dem Säemann hundertfältige Früchte trägt. Im Strom stand sonst schnaubend das kolossale Nilpferd, rauschte das gefährliche Krokodill. Die Wälder und das Gefilde erdröhnten vom Brüllen des raubgierigen Löwen. Jetzt hat die Büchse, mit deren Gebrauch ich meine Kinder bekannt gemacht habe, die Gegend von wilden Thieren gesäubert und wenn sich hie und da eines blicken läßt, so wird darnach gemeinsam gestreift, bis es erlegt, oder verjagt ist.

O! könntest du hier sein, wie würdest Du Dich freuen! Mir dünkt, mein Bethlehem sei der schönste Anblick von Südafrika. Die Gegend ist frei, groß, fruchtbar. Ueberall sind Materialien im Ueberfluß zum Erbauen von Städten. Es scheint leicht, den Strom schiff-

bar zu machen und ganz in unserer Nähe sind die besten Furthen durch den Fluß. Welch' eine Aussicht, von hier einstens bis zum Meere fahren zu können und dorthin die Erzeugnisse unseres Ackerbaues, die Früchte unserer Viehzucht, die Gegenstände unseres Handels zu bringen! Gold, Elfenbein, Straußfedern, vegetabilische Butter, Gummi, Rhinoceroshörner, Tischler- und Färbholz im Ueberfluß, Wolle, Getreide, — welche Masse von Gegenständen, mit denen wir mit der Zeit handeln können, wenn Gott die Niederlassung beschützt und wir mehr Hände zum Arbeiten haben.«

So weit reichen die Berichte über Bethlehem. Der Brief unsers Freundes schließt mit Bitten, bald neue Arbeiter zur Hilfe zu senden. Er selbst fuhr eifrig auf dem gebahnten Wege fort und Gottes Segen lohnte seine Anstrengungen mit dem schönsten Erfolg, wenn auch zuweilen trübe Ereignisse den Frieden der stillen Niederlassung störten. Ein solches trug sich bald nach der Absendung des vorhin im Auszuge mitgetheilten Briefes zu.

Die Kriegsbereignisse blieben, wie zu erwarten steht, diesem so entfernt liegenden Theile des Kaffernlandes fremd. Wilberforce vernahm nur sehr selten etwas von den blutigen Vorfällen, die sich auf dem Kriegsschauplatze drängten und seinen Freund Munoroah hatte er seit seiner Abreise in das Innere von Afrika

nicht mehr gesehen. Dennoch schlug sein Herz noch warm und mit inniger Freundschaft für seinen edlen Lebensretter und er beklagte es innig, daß er ihn nicht in der Nähe hatte, um auch diesen theuren Freund mit den edelsten und erhabensten Gütern der Erde beschenken zu können. Allein Munoroah war durch die Pflicht an die Seite seines königlichen Bruders gebunden und konnte nur sehr selten durch einen Boten, der bis in diese weit entlegene Gegend gesendet wurde, Nachrichten von sich geben, oder Erkundigung über die Schicksale des Missionärs einziehen. Selbst dieses konnte aber nur sehr selten geschehen und wenn dann eine solche Botschaft kam, enthielt sie meist mehr Trauriges, als Freudiges. Der Krieg wüthete noch immer mit gleich furchtbarer Hestigkeit; aber die Eingebornen begannen nach und nach zu ermatten und das Uebergewicht der europäischen Kriegskunst zog die Schale zu Gunsten der Engländer herab. Längst waren die Kaffern aus allen Küstenpunkten verdrängt und in die unwegsamsten Schluchten und Felsthäler der Gebirge geworfen. Der kriegerische Volksstamm vertheidigte diese Pässe mit letzter, verzweiflungsvoller Kraft. An eine offene Feldschlacht war jetzt nicht mehr zu denken. Nur durch nächtliche Ueberfälle suchten die Eingebornen ihren Ueberwindern zu schaden.

Der tapfere Rangho hatte das Aeußerste versucht,

sein Volk und Vaterland gegen die Unterdrücker zu vertheidigen. So lange er an der Spitze stand, gelang es nicht, das von ihm mit Muth und Einsicht geleitete Heer zu unterdrücken, oder zu überwältigen. Auch schenkte ihm sein Volk zu viel Vertrauen, es hing mit zu großer Ehrfurcht an dem angestammten Herrscher, der durch Milde und Tapferkeit sich gleich groß auszeichnete, als daß die Stimmen seiner Feinde, der fanatischen Priesterkaste und einiger blutgieriger Häuptlinge, die ihm sein Volk abgeneigt zu machen suchten, etwas vermocht hätten. Aber diese Gesinnungen seiner Unterthanen begannen sich zu ändern, als es ihm unmöglich war, der Uebermacht und Kriegskunst und den fürchterlichen Zerstörungsmaschinen des Feindes ferner Widerstand zu leisten. Mit jedem Verluste, mit jeder Niederlage, welche dieses durch unzählige Schlachten geschwächte Volk erlitt, sank das Vertrauen auf den König. Seine Feinde wurden immer frecher, jemehr die Macht des Königs sank. Jetzt gelang es den Verführern, viele im Volke auf ihre Seite zu bringen. Es bildeten sich Partheien, Verschwörungen. Was das Unglück gethan hatte, wurde der Unfähigkeit des Heerführers zur Last gelegt. Er hatte die Götter zum Zorne gereizt, weil er die Menschenopfer abgeschafft und das Leben der Gefangenen geschont. Er war also die Ursache des Verderbens, das jetzt in vollem Maße über dieses unglückliche Volk hereinbrach. Die Götter

hatten ihm Sieg gegeben, so lange er sie geachtet hatte. Aber er wendete sein Herz dem Gott der Christen zu; er hatte einem Priester dieses Gottes das Leben geschenkt; er duldete es, daß dieser Priester in einer entfernten Gegend des Landes eine christliche Gemeinde gebildet hatte und er beförderte selbst die Botschaften, die dieser Missionär ins englische Lager sendete, an den Anführer der Feinde. Er war also ein Verräther des Landes, ein Verächter der Götter und der ehrwürdigen Sitten der Väter. Ein solcher König mußte sich selbst und durch ihn sein Volk unglücklich machen und ins Verderben stürzen. Ihm gehorchen, war Frevel gegen die Götter; ihn stürzen, hieß den Göttern einen Dienst erweisen.

So flüsterten die Feinde des edlen Königs dem be-
 thörten Volke in das Ohr. Das war die Stimme der
 Verführung, der Aufreizung und sie hallte in den Herzen
 vieler Krieger wieder. Rangho wußte, was sich gegen
 ihn vorbereitete. Aber er verachtete seine Feinde, die sich
 vor ihm demüthigten und wünschte nichts sehnlicher, als
 den Tod des Kriegers auf dem Schlachtfelde zu sterben.
 Von nun an sah man ihn in den Reihen der Vordersten
 und am gefährlichsten Plaze. Da kämpfte er, gleich dem
 gemeinen Krieger, mit todesmuthiger Ergebung und Tap-
 ferkeit. An seiner Seite focht Munoroah unzertrennlich
 von dem königlichen Bruder, nie für das eigene, sondern

nur für des Geliebten Leben besorgt. Die Kugeln verschonten den Fürsten. Sein Leben schien geweiht; eine höhere Hand schützte ihn vor dem Tode, den er suchte und den er doch nicht finden konnte. Von nun an wurde der Krieg wilder. Entflammt vom Beispiel des Königs stürzten sich die, Eingebornen mit unerhörter Todesverachtung auf die Engländer, die, durch eine verheerende pestartige Krankheit ohnehin geschwächt, ihnen kaum zu widerstehen vermochten.

An einem Morgen gegen das Ende der Regenzeit, ergossen sich unerhörte Fluthen vom Himmel. Dieser furchtbare Tag schien Kangho ganz geeignet zu einem Ueberfall. Sein Befehl rief Tausende seiner wilden Krieger an seine Seite. Ein Bach trennte sie vom Lager der Engländer; er war zu einem tiefen und reißenden Bergstrom angeschwollen. Kangho stürzte sich, allen voran, in die Fluthen, theilte sie kräftig und erreichte das gegenüber liegende Ufer. Viele Tausende folgten ihm und als ihre Anzahl groß genug schien, machte sie der König mit seinem Plane bekannt. Der Regen fiel so dicht, daß der Gesichtskreis dadurch beengt ward und das Heer vom Lager der Britten aus unmöglich gesehen werden konnte. Auch floß der Bach so tief und reißend, daß das Uebersetzen kaum als möglich zu denken war. Deshalb fürchteten die Engländer keinen Ueberfall und suchten sich unter der leichten Bedachung der Zelte gegen die

strömenden Regengüsse zu schützen. Niemand war auf der Umwallung, als die Wachen und selbst diese fürchteten an einem solchen Tage keinen Ueberfall der Feinde.

Mit großer Vorsicht schlichen sich die Kaffern längs der den Bach einsäumenden Gebüsch demjenigen Theil des Lagers näher, der den Gebirgen zunächst befindlich war. Etwa zweihundert Schritte von dem Graben des Walles entfernt, endete das Gebüsch und hier war ein freier Platz. Der Regen strömte unaufhörlich und zugleich war die Luft von einem feinen Nebel erfüllt, der es zur Unmöglichkeit machte, die Gegenstände genau zu erkennen. Kangho war unter den Vordersten und befahl jetzt seinen Kriegern, still im Gebüsch liegen zu bleiben. Er gab Munoroah dem Befehl, im Bache unterzutauschen und bis an die Verschanzungen zu schwimmen. Sobald er dort angekommen wäre, sollte er sich Mühe geben, einen Ort zu entdecken, woselbst man ins Lager der Engländer einzudringen vermöchte. Der König befahl ihm Vorsicht, machte ihn darauf aufmerksam, daß das Gelingen der ganzen Unternehmung nur von seiner Geschicklichkeit abhinge und ermahnte ihn, möglichst schnell zu dem Orte zurück zu kehren. Munoroah glitt leise in die reißenden Fluthen; seine Waffen, das Messer abgerechnet, hatte er alle zurückgelassen. Sobald er sich in der Strömung befand, trieb der Fluß einen Zweig heran, dessen blätterreiche Theile ziemlich hoch über das

Wasser hervorragten. Munoroah ergriff ihn, zog ihn mit der Linken über den Rücken, daß das buschige Gesträuch seinen Kopf verbarg und schwamm so, ziemlich gut versteckt, vorsichtig dem Ufer näher. Es gelang ihm, dasselbe gerade in einer Gegend zu erreichen, woselbst im Walle ein Thor angebracht war, damit die Soldaten aus dem Bache Wasser holen könnten. Die Ueberschwemmung war aber so groß, daß das Wasser fast bis zu dem Fuße des Walles drang. Mehrere Wachen lehnten nachlässig unter einem leichten Blätterdach und beobachteten die fortschreitenden Wellen, welche immer mehr dem Fuße des Walles sich näherten. Diese Männer waren dicht in ihre Mäntel gehüllt, denn der Südwestwind war rauh und kalt; sie dachten an keine Gefahr und hielten nachlässig das Gewehr in den Händen. Oben auf der Höhe des Walles schritten die Posten auf und ab. Ihre Mäntel flatterten im Winde und der Nebel gab ihnen ein gespenstisches Aussehen. Im Lager war alles still; die Soldaten hielten sich in den Zelten verborgen. Als Munoroah diese Bemerkungen gemacht hatte, tauchte er unter, ließ das Gesträuch zurück und schwamm in die Mitte des Stromes, der ihn ergriff und mit reißender Schnelligkeit fortführte. Fast eine Viertelstunde unterhalb des Lagers gelang es ihm erst, unbemerkt das gegenüberliegende Ufer zu erreichen. Auf einem weiten Umwege gelangte er nach mehreren

Stunden wieder über den Bach zu dem Orte, woselbst Kangho mit seinen Kriegern voll Kampfbegierde auf ihn wartete und berichtete, was er gesehen hatte. Der König faßte sogleich einen Entschluß. Er ließ einige der tüchtigsten Krieger dichtbelaubte Zweige abbrechen, bestellte Munoroah zu ihrem Anführer und befahl ihnen, ihm einzeln zu folgen. Munoroah schwamm allein mit dem um dem Kopf befestigten Zweige nach der Stelle, woselbst er zuerst gelandet war und hielt sich hier an der Erde fest. Die Soldaten bemerkten zwar das Gesträuch, aber sie dachten, es wäre ein vom Wasser losgerissener Zweig und faßten selbst dann keinen Verdacht, als noch drei oder vier ähnliche Büsche in der Nähe erschienen und, als wenn der steigende Fluß sie an's Ufer schwemmte, dort an verschiedenen Plätzen hängen blieben. In diesem Augenblicke entstand im Innern des Lagers ein Geräusch, das ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie kehrten sich gegen die Zeltreihen. Sobald Munoroah dieses bemerkte, erhob er sich vorsichtig und schritt möglichst geräuschlos dem ihm zunächst stehenden Soldaten näher. Seine Gefährten ahmten ihm nach; es gelang ihnen, bis auf wenige Schritte den Wachen näher zu kommen und jetzt war es um jene Unglücklichen geschehen. Jeder von den Kaffern hatte sich seinen Mann ausgesucht und sämtliche vier Soldaten fielen geräuschlos durch das Messer der Wilden, das ihnen von diesen in den Rücken

den gestoßen wurde. Nachdem diese grausame That vollbracht war, schleppten die Kaffern die Soldaten in das Wasser, rissen ihnen die Tzackos und Mäntel herab, zogen dieselben an, ließen ihre Leichname vom Strome forttreiben und ergriffen die Waffen, um die Stelle der Gefallenen bis zur Ankunft Rangho's zu vertreten. Dieser mit eben so viel Kühnheit als Geschicklichkeit ausgeführte Handstreich gelang vollkommen; einer der Kaffern eilte zurück, um Rangho von dem, was geschehen war, zu benachrichtigen und ihn nebst seinen Kriegern herbei zu holen. Von den oben auf dem Walle befindlichen Wächtern bemerkte nur ein Einziger, daß am Thore etwas Verdächtiges vorging. Er eilte herbei und sah oben herab, erkannte jedoch die Wilden nicht, weil sich diese schon durch die Uniformstücke der Ermordeten unkenntlich gemacht hatten und kehrte verdrießlich zu seinem Platze zurück.

Wenige Minuten reichten aber jetzt hin, um die Krieger des Königs im Gebüsch zu versammeln. Der König befahl den Angriff und, das Kriegsgeschrei ausstoßend, stürzten viele Hunderte auf den Wall los, um dort einen Scheinangriff zu machen und denselben in der Ueberraschung des Augenblicks vielleicht zu ersteigen. Rangho folgte mit der größeren Anzahl dem von Munoroah abgesendeten Krieger, erreichte das Thor und drang mit seinen Kriegern in das Lager. Hier herrschte eine

fürchterliche Verwirrung. Die Militärs stürzten aus den Zelten, die Waffen in der Hand und, kaum zur Vertheidigung gerüstet, mußten sie sogleich Mann gegen Mann, ohne Ordnung und ohne die Vortheile, welche ihnen sonst die Kriegskunst gewährte, sich gegen den wüthenden Angriff ihrer Feinde vertheidigen. Es entstand ein mörderischer Kampf und dieses Gefecht schien sich zum Nachtheile der Engländer enden zu wollen. Allein diese erfahrenen Krieger waren seit langer Zeit und durch die verschiedenartigsten Wechselfälle dieses grausamen Kriegs zu sehr an die ihnen drohenden Gefahren gewöhnt, als daß sie selbst in einem so kritischen Falle ihre Besonnenheit verloren hätten. Da die Gewehre nicht losbrennen wollten, griffen sie zum Bajonett. Trotz des furchtbaren Andranges der Kaffern gelang es, die Linie zu bilden. Die Reiterei brach aus allen Thoren des Lagers hervor und trieb die in der freien Ebene schwärmenden Wilden in die Flucht. Im Lager selbst bildete die Infanterie Colonnen und drang mit gefälltem Bajonett von allen Seiten nach dem Kampfplatz. Hier widerstand Rangho mit großer Tapferkeit ihrem Andrange; aber an seiner Seite stürzten die tapfersten seiner Krieger todt oder verwundet nieder; er selbst gerieth in Gefahr, gefangen genommen zu werden und nur durch Munoroah's Aufopferung gelang es ihm, sich zu retten. Aber der edle Bruder, der nur an die Rettung des Königs, nicht an

die eigene dachte, fiel, von einem Bajonett verwundet, seufzend zur Erde. Ein ungeheurer Schmerz durchzuckte das Herz des Königs. Sein Ruf feuerte die Kaffern zu Munoroah's Rettung an. Wüthend über den Fall des geachtetsten und tapfersten Kriegers drängten sie die Engländer zurück. Zwei Kaffern ergriffen Munoroah, stürzten sich mit ihm in den Fluß und es gelang ihnen nach unsäglicher Mühe, ihn glücklich und lebend an's gegenüberliegende Ufer zu bringen. Hier wurde aus Zweigen eine Tragbahre verfertigt und auf dieser der Verwundete so schnell, als möglich in Sicherheit gebracht.

Der Kampf im Lager dauerte nur noch kurze Zeit. Die Uebermacht der Engländer war zu groß, als daß Rangho mit seinen Kriegern ihnen länger hätte widerstehen können. Es entstand die Gefahr, im Lager gefangen genommen zu werden und Rangho befahl den Rückzug. Die Kaffern stürzten sich in den Strom, der sie bald aus dem Bereich der Waffen ihrer Feinde brachte.

Das Gefecht hatte nur kurze Zeit gedauert, aber auf beiden Seiten waren sehr viele Menschen geblieben. Es war ein nutzloses Hinschlachten. Rangho hatte nichts, als die Ueberzeugung gewonnen, daß er außer Stande sei, den Engländern wesentlich zu schaden und diese hatten durch ihre großen Verluste abermals gelernt, daß sie es mit einem Feinde zu thun hatten, der listig, tapfer und todesverachtend war und gegen dessen

kühne Angriffe die größte Vorsicht angewendet werden mußte.

Zwölf Tage nach diesem Gefecht bewegte sich ein trauriger Zug vom Gebirge herab in das schöne Thal, wo die Colonie der Kaffernchristen unter Wilberforce's Leitung sich angesiedelt hatte. Vier Träger trugen auf einer Tragbahre einen schwarzen Mann, der mit geschlossenen Augen und todtesmatt auf dem getrockneten Grasse lag, das man ihm untergebreitet hatte. Ein Knabe ging neben ihm, sorgfältig die Insekten mit einem schönen, aus Federn gefertigten, Fächer von seinem Antlitze verjagend. Neben der Bahre schritten zwei schwerbepackte Slaven, welche mit den Waffen des Kranken und mit mehreren zu seinem Eigenthum gehörigen Gegenständen belastet waren. Einige Krieger von ausgezeichnetem Rang und kräftigem Aussehen schienen dem Kranken zum Schutze beigegeben zu sein.

Als die auf den Feldern arbeitenden Männer und Frauen den Zug erblickten, kamen sie theilnehmend näher und erkannten mit Staunen den Bruder des Königs, Munoroah, den gefeiertsten Helden des Kaffernheeres, der von seinem wilden, aber edlen und tapfern Volke in Liedern gepriesen ward. Die Nachricht von seiner Ankunft verbreitete sich schnell bis zum Dorfe, ehe der Zug dorthin gelangte und eine große Menschenmenge kam ihm entgegen. Wilberforce war zu dieser Zeit in seinem

Gärtchen und damit beschäftigt, für die Kinder Schule zu halten. Er ahndete nichts von dem, was in der Nähe vorging, sondern gab sich mit ganzer Aufmerksamkeit seinem Berufe hin. Der Umstand, daß ein so trauriger Zug von den gesitteten Einwohnern des Dorfes nicht, wie es vielleicht in einem andern Falle geschehen wäre, mit Freudengeschrei begrüßt wurde, verursachte eine große Stille unter der Menschenmasse, welche Munoroah empfing und so geschah es denn, daß der Zug vor Wilberforce's Hütte angelangt war, ohne daß der Missionär das Mindeste davon wußte.

Jetzt trat ein Mann aus der Gemeinde in die Hütte und setzte ihn von der Ankunft des Fürsten in Kenntniß. Freudig erstaunt eilte Wilberforce vor die Thüre, ohne den Schluß der Rede des Mannes abzuwarten. Der erste Blick auf den Kranken, ließ ihn fast vor Schrecken erstarren. Munoroah lag, einen Todten ähnlicher, als einen Lebenden, auf der Bahre. Die Augen waren geschlossen, die abgezehrten Hände hingen von der Bahre herab in den Staub, den sie berührten. Die schwarze Haut des Häuptlings, sonst von einem blühenden Roth durchschimmert, zeigte jetzt eine erdfahle leichenhaft bräunliche Färbung und spannte sich glänzend und mit Schweißtropfen überzogen, über das charakteristische Heldenantlitz. Mit unaussprechlichem Schmerz sah Wilberforce seinen edlen Freund und Lebensretter, dem

Tode nahe und bereits von seinem schwarzen Schleier umweht, vor sich liegen, bewusstlos und ohne die Fähigkeit, seine Glieder zu bewegen. Thränen drangen ihm in die Augen; er sank auf die Kniee nieder und beobachtete betend die Athemzüge, die eine Brust noch schwach belebten, ein Herz, das für edle Empfindungen schlug, obgleich es unter einer dunkeln Hülle verborgen war.

Doch nur einen Augenblick überließ sich der Missionär seinen wehmüthigen Gefühlen. Er erhob sich rasch und ließ den Kranken in die Hütte schaffen. Die meisten Begleiter des Fürsten wurden den Einwohnern von Bethlehern zur Versorgung übergeben. Zwei Krieger und den Knaben behielt der Missionär selbst zur Pflege des Kranken in der Hütte. Das eigene Lager räumte er dem Lebensretter ein und nun ging er daran, den Zustand des Freundes auf das Sorgfältigste zu untersuchen. Zu seiner unaussprechlichen Freude fand er, daß der Bajonettstich, von dem Munoroah durchbohrt worden war, zwar eine äußerst gefährliche Wunde verursacht hatte, daß aber Rettung noch möglich sei. Der schlimme Zustand des Kranken rührte nur von der dürftigen Pflege und dem weiten Transport her und Wilberforce bewunderte die Lebenskraft des Freundes, die solchen zerstörenden Einflüssen nicht unterlag.

Mit liebender Sorgfalt und kunstreicher Hand legte

der Missionär einen Verband über die Wunde, nachdem sie gereinigt worden war. Dann flößte er dem Kranken eine stärkende und beruhigende Medizin ein und entfernte alle Personen aus dem Zimmer, um selbst die Pflege des Freundes zu übernehmen, bis sich feste Hoffnung auf dessen Wiedergenesung fassen ließ. Eine tiefe Stille herrschte jetzt mehrere Tage im Hause und in den nächsten Umgebungen desselben und die inbrünstigsten Gebete des Missionärs und der Gemeinde erflehten die Hilfe Gottes. Was nur die Kunst vermochte, wurde angewendet, um dieses, allen so theure Leben, zu erhalten und zur unaussprechlichen Freude des Missionärs gelang es, Munoroah dem Leben wieder zu schenken. Am dritten Tage nach seiner Ankunft hörte Munoroah auf, durch matt ausgesprochene Worte die fürchterlichen Träume anzudeuten, in denen seine Seele umherirrte. Ein tiefer ruhiger Schlaf erquickte ihn die ganze Nacht hindurch und am folgenden Morgen, als eben Wilberforce den Verband über die sich bereits recht gut schließende Wunde legte, hörte er den Kranken mit zitternder Stimme sprechen:

»Mein Vater, welch' ein Glück, bei dir zu sein.«

Wilberforce ließ, vor Freude bebend, den Verband fallen und sah mit unaussprechlicher Beruhigung, daß der Kranke die Augen geöffnet hatte und ihm lächelnd und mit glänzendem Blick zusah. Beide Freunde reich-

ten sich die Hand und ihre Blicke sagten sich, was der Mund in diesem Augenblick nicht auszusprechen vermochte.

Von diesem Tage an genas Munoroah sichtlich und kaum waren drei Wochen vergangen, so war er bereits im Stande, mit dem Missionär das Gärtchen zu besuchen und hier die stärkende Frühlingsluft zu athmen. Bald hernach besuchte er das Dorf und die herrlichen Umgebungen, die in aller Pracht der neubelebten Natur und der Schönheit, welche die Hand des Menschen und sein Fleiß einem gesegneten fruchtbaren Boden geben kann, prangten. Staunen, Freude und Ehrfurcht vor dem, der alles dieses in so kurzer Zeit geschaffen hatte, erfüllte seine Seele. Längst schon hatte er ein tiefes Sehnen nach dem gefühlt, das allein den Menschen veredeln und ihm so Hohes geben kann. Er wurde jetzt des Missionärs eifrigster Schüler und übertraf bald alle Erwartungen seines thätigen und frommen Lehrers. Binnen sechs Wochen hatte sich Munoroah mit wunderbarer Schnelligkeit die niegeahndete Kunst des Lesens zu eigen gemacht und genoß die unaussprechliche Freude in vollen Zügen, den Inhalt der heiligen Schrift, die Wilberforce so eben in die Kaffernsprache übersetzte und in einen dazu bestimmten Folianten schrieb, entziffern zu können. Von nun an bildeten Gespräche über den erhabenen Inhalt dieses göttlichen Buches den

Hauptgegenstand aller Unterhaltungen zwischen den beiden Freunden.

Munoroah's Begleiter erhielten jetzt von ihm die Erlaubniß, entweder zum Heere zurückzukehren, oder ihre in andern Theilen des Landes befindlichen Familien hierher zu bringen und sich in Bethlehem nieder zu lassen. Die meisten entschieden sich für das letztere, da der Krieg nur dem Namen nach fortbestand, aber in der Wirklichkeit nicht mehr geführt wurde. Das unglückliche tapfere Volk der Kaffern hatte durch unzählige blutige Erfahrungen einsehen gelernt, daß es außer Stande sei, der Macht der Engländer zu widerstehen. Rangho beschränkte sich darauf, die Gebirgspässe, welche in das Innere des Landes führten, zu vertheidigen, denn sein Heer war durch unaufhörliche Verluste zu sehr geschwächt, als daß er es ferner hätte wagen dürfen, die Engländer im offenen Felde anzugreifen. Diese unternahmen nicht, ihm dahin zu folgen, da auch sie wußten, welche nutzlose Bemühung es gewesen wäre, die Kaffern in ihren unzugänglichen Zufluchtsörtern anzugreifen. Rangho hatte Munoroah durch einen Boten seinen Wunsch zu erkennen gegeben, daß er bei Wilberforce bleiben möchte um die junge aufkeimende Colonie zu schützen und ihr Ausblühen zu befördern. Dieser Befehl des königlichen Bruders war Munoroah's Wünschen entsprechend und nun nahm die Colonie, durch seinen Schutz befestigt,

einen immer rascheren Aufschwung. Neue Ländereien wurden urbar gemacht, der Wildniß das Land Schritt vor Schritt abgewonnen und die wilde Kraft des Stromes gebändigt. Allein diese Anlagen kosteten große Mühe; verschiedene Gefahren waren dabei zu überwinden und große Hindernisse zu besiegen, wie unsere Leser im nächsten Kapitel finden werden.

Fünftes Kapitel.

Die Milpferde. — Das Nachtlager der Jäger in der Wüste. — Die Aloe. — Die Giraffe. — Munoroah's Rückkehr nach Bethlehem. — Ein Gespräch zwischen Wilberforce und Munoroah. —

Die Thätigkeit des Missionärs hatte also mitten in den entlegensten Wildnissen von Afrika, in einer Gegend dieses Erdtheils, deren Klima in südlicher Breite dem heißesten Theil von Aegypten oder Arabien entsprach, welche beide ohngefähr auf eben dem Grade nördlicher Breite liegen, eine christliche Gemeinde geschaffen, mehrere hundert Seelen zur Religion des Erlösers bekehrt und ihnen die Segnungen der Cultur und des Fleißes geschenkt. Eine Wildniß war in eine liebliche, vortrefflich angebaute Gegend verwandelt worden und auf diese

Weise war demnach Bahn für Christenthum, Cultur und Menschlichkeit gebrochen. Es gereichte ihm zur süßesten Genugthuung, die neuangelegten Besitzungen seiner Freunde wöchentlich einmal zu durchgehen und sich an ihrem Glück und an dem Wohlstande, dessen sie durch ihn genossen, zu erfreuen. Munoroah war dabei sein beständiger Begleiter und fand bei jedem Spaziergang neue Veranlassung, seinen Freund höher zu verehren und zu schätzen.

Etwa ein Vierteljahr war verflossen, seitdem sich der Häuptling zu Bethlehem befand. Er war jetzt völlig wieder genesen und hatte seine volle Manneskraft wieder erlangt. Sein Wesen war jedoch nicht für die friedliche Beschäftigung des Ackerbaues geschaffen; er zog es vielmehr vor, die Colonie zu schützen und alles Gefährliche von den gesegneten Fluren des neuen Dörfchens abzuwenden. Gerne überließen die Colonisten dem gefeierten Krieger dieses gefahrvolle und nothwendige Werk. Munoroahs Jagdzüge säuberten die Gegend von reißenden Thieren, die, von den zahlreichen Heerden angelockt, oft — ein Schrecken der friedlichen Einwohner aus der Wildniß hervordrangen. Zugleich versorgte Munoroah die Tische aller Colonisten mit Wild und so wurde er der Wohlhäter seiner Schützlinge.

Viele Tage waren ohne Unfall vorüber gegangen; aber eines Morgens erschien einer der Colonisten mit

Weib und Kindern vor der Hütte des Missionärs und berichtete wehfliegend, daß während der vergangenen Nacht seine neuangelegten Reisfelder völlig verheert worden seien. Wilberforce und Munoroah gingen sogleich mit dem Manne und man erreichte binnen kurzer Zeit den Platz, woselbst sich die zerstörten Felder befanden. Diese lagen keineswegs etwa an der äußersten Grenze der Colonie, sondern sie befanden sich zwischen dem Hügel, auf dem das Kirchlein erbaut war und dem Strome, demnach in einer der belebtesten Gegenden. Die Aecker waren auf das Beflagenswertheste verwüstet, alle Früchte auf denselben durch die plumpen zermalmenden Tritte ungeheurer Thiere vernichtet und zerstampft. An andern Orten bemerkte man deutlich, daß der gewaltigen Eindringlinge mehrere gewesen sein mußten, daß sie sich in den Feldern gewälzt und von den Früchten, was ihnen behagte, gefressen hatten. Wilberforce erinnerte sich nicht, seit seiner Anwesenheit in dieser Gegend etwas Aehnliches erlebt zu haben und sprach mancherlei Vermuthungen darüber aus. Er wußte, daß nicht sehr ferne von dieser Gegend Elephanten und Kinocerote angetroffen werden und sprach seine Besorgniß aus, daß diese Thiere bei der dürren Jahreszeit und dem ungewöhnlich niedern Stand des Stromes vielleicht durch Mangel an Nahrung gezwungen worden seien, herabzukommen; daß sie vielleicht noch größere Zerstörungen

anrichten möchten. Sein Auge irrte sorgenvoll über das Kinnsal des Stromes, der jetzt zwischen trockenliegenden Sanddünen in unzähligen Armen floß. Aber Munoroah unterbrach ihn und entschied mit Bestimmtheit, daß weder das Eine, noch das Andere stattfände. Er bewies aus der Spur, daß kein Elephant und kein Rinoceros hierher gekommen sei, sondern daß Flußpferde verheerend hier eingebrochen wären. Sogleich versprach er, mit seinen Jägern die Ungethüme, die hier in ungeschlachter Lust so großen Schaden angerichtet hätten, aufzusuchen und entweder zu tödten oder zu verjagen. In seiner raschen und entschiedenen Weise säumte er nicht lange, sondern ergriff, nachdem er mit Wilberforce in die Hütte zurückgekehrt war, seine Waffen, hieß seine Gefährten sich rüsten, legte seine Hunde an die Leine, führte sie an das Ufer, nahm hier von Wilberforce Abschied und bestieg den Kahn, um die nächsten Arme des Flusses nach den Thieren zu durchsuchen. Die Jäger folgten ihm bald in einem andern leichten Fahrzeuge und wurden angewiesen, ihn bei dem Bemühen, den Aufenthalt der Thiere ausfindig zu machen, zu unterstützen. Unsere Leser werden gerne diesem interessanten Zuge folgen.

Diese Art der Jagd, Thiere, die amphibienartig halb auf dem Lande, halb im Wasser leben, zu suchen, war weder ergötzlich, noch konnte sie rasch abgemacht

werden. Das Wild hielt sich an die tiefsten Arme des Stromes, aber wer konnte bestimmen, in welchem Theile des fast eine halbe Stunde breiten Gewässers und an welcher Stelle ober- oder unterhalb der Niederlassung es seinen Aufenthalt genommen hätte? Unsere Leser dürfen sich deshalb nicht wundern, wenn wir ihnen versichern, daß Munoroah zwei Tage nach einander unverrichteter Sache nach Bethlehem zurückkehrte. Am dritten Tage schlossen sich eine größere Anzahl von den Einwohnern des Dorfes an die Jäger an und man war jetzt im Stande, an vielen Orten zugleich zu suchen. Auch Wilberforce, der sich für seine naturhistorischen Sammlungen eine lohnende Ausbeute versprach und zugleich Gefahr fürchtete, hatte sich dem Jägerzuge angeschlossen, obwohl solche Unternehmungen für ihn nichts Reizendes besaßen und er selbst seine Neubefehrten soviel als nur möglich davon abzuhalten suchte. Hier trat jedoch eine gebieterische Nothwendigkeit ein und aus diesem Grunde sowohl, als auch in der Absicht, durch seine Gegenwart vielleicht Unglück verhüten zu können, war er mitgegangen.

Die eine Hälfte der Jäger setzte auf Rähnen über den Fluß, die andere blieb auf dem diesseitigen Ufer. Als die ersteren am entgegengesetzten Ufer angelangt waren, theilten sie sich. Ein Trupp ruderte stromaufwärts, der andere ging eine Strecke am Ufer hinunter.

Dasſelbe that man an dem Ufer, wo die Niederlaſſung lag. Munoroah hielt ſich mit den geſchickteſten Jägern in der Mitte des Stromes auf. Alle hatten von ihm Befehl, auf ein gegebenes Zeichen ihre Poſten zu verlaſſen und langſam auf den Platz zuzurückern, woſelbſt er ſich verborgen hielt. Einige mußten dabei laut ſchreien, die andern aber von Zeit zu Zeit Flinten abfeuern, um die Flußpferde, welche ſich etwa in dieſer Strecke des Stromes befänden, ihm zum Schuſſe zu bringen. Dieſer Plan gelang vollſtändig. Plözlich ſtürzten aus dem Dickicht auf einer bebuchten Inſel zwei erwachſene Flußpferde und ein junges Thier ſchnaubend in den Strom. Bei dieſem Anblick erhoben die Jäger ein lautes Freudenſchrei. Der enge Kanal, woſelbſt ſich die Thiere befanden, wurde durch Rähne geſperrt und die beiden Inſeln, welche ihn bildeten, mit erfahrenen Jägern beſetzt. Jetzt kam es nur darauf an, wer dem Orte zunächſt ſtand, woſelbſt ſich die Thiere, um Luſt zu ſchöpfen, aus der Tiefe erheben würden und in Kurzem war das junge Thier verwundet; die Mutter deſſelben hingegen wurde, als ſie ſich wüthend brüllend auf die Jäger ſtürzte, von den Kugeln durchbohrt und erlegt. Das junge Thier kam bald hernach in der Nähe ſeiner in rieſigen Zuckungen verendenden Mutter wieder zum Vorschein und erlag der Kunſt der Jäger.

Jetzt fehlte nur das männliche Flußpferd, der gefähr-

lichste Gegner der mit fürchterlichen Zähnen bewaffnet, vielleicht erst nach einem schweren Kampfe erlegt werden konnte. Es war zu vermuthen, daß das Thier nach dem Tode seiner Gefährten wohl schwerlich in der Gegend bleiben würde und Wilberforce wünschte die gefährliche Jagd geendet zu sehen. Aber Munoroah's Leute wußten, daß das Thier in ihrer Gewalt war und es schien ein sehr verzeihliches Begehren, sich der Beute, die nicht ohne Werth war, versichern zu dürfen. Ehe jedoch nur wenige Worte über diesen Gegenstand gewechselt werden konnten, erschien mitten im Strome der Hypopotamus schnaubend und beim Anblick der Verfolger, die sogleich von allen Seiten ihre Kugeln nach seinem fürchterlichen Kopf sendeten, in heißeres Gebrüll ausbrechend. Einige der eilig abgefeuerten Schüsse trafen und das verletzte Thier tauchte sogleich wieder unter. Munoroah befand sich ganz in der Nähe, durch ein dichtes Gebüsch zunächst des Wassers vor dem Thiere versteckt; er hatte noch nicht geseuert. Da trat plötzlich das Thier, den Kopf schüttelnd, ans Ufer, um hier das Gebüsch zu erreichen und im Dickicht sich vor seinen Verfolgern zu verbergen. Nur zwei Kaffern waren in seiner Nähe; die übrigen Jäger waren auf den Rähnen oder der gegenüberliegenden Insel. Der entschlossene Jäger trat aus dem Gebüsch muthig hervor, dem Ungethüm allein entgegen und legte an, um dasselbe ins Auge zu treffen und wo mög-

lich zu tödten. Der Hippopotamus bemerkte kaum den Jäger, so öffnete er wüthend den ungeheuren Rachen, stieß ein Gebrüll aus, das weithin in der Gegend widerhallte und stürzte voll blinder Wuth auf Munoroah los. Mit einer Ruhe und Kaltblütigkeit, die wahrhaft bewundernswürdig war, zielte der Häuptling auf das rasch daher kommende Thier. Sein Schuß fiel erst, als es kaum noch zehn Schritte von ihm entfernt war und damit hatte das ungeheure Geschöpf seinen Nest erhalten. Es stürzte und starb auf der Stelle.

Nun versammelten sich alle Jäger auf dem Platze und Wilberforce besichtigte den männlichen Hippopotamus. Er war von wahrhaft riesenmäßiger Größe und von plumpem, aber fürchterlichem Aussehen. Er maß vom Kopfe bis zum Schwanze mehr als 12 Fuß, war neun Fuß hoch und der Leib hatte in der Mitte 22 Fuß im Umfang. Die aus dem weiten Rachen ausgehauenen Zähne wogen zusammen mehr als siebenzig Pfund und das ganze Gewicht des Thieres konnte nach einer mäßigen Schätzung mehr als 36 Zentner betragen. Das getödete Weibchen war kleiner, aber demungeachtet auch ein ungeheures Geschöpf. Das junge Thier mochte erst ein Jahr alt sein und versprach ein keineswegs zu verachtendes Gericht für den Tisch. Man zog den alten Thieren die Häute ab und stürzte sie sodann in den Strom, der sie fortschwemmte. Das junge Thier ward mitgenom-

men, um verspeiset zu werden und das Fleisch desselben fand der Missionär so genießbar und wohlschmeckend, als das von einem jungen Kind. Der etwas amphibienartige Beigeschmack war keineswegs widerlich genug, um das Mahl unschmackhaft zu machen.

Wilberforce kehrte mit den meisten Jägern zurück zum Dorfe, während Munoroah mit seinen Leuten an das andere Ufer des Stromes übersezte, um dort einige Tage zu jagen. Es war ihm jedoch unmöglich, an diesem Tage eine werthvolle Beute zu erlangen, und als es Abend wurde, lagerte er sich mit seinen Gefährten unter einigen Alven, die am Fuße einiger Felsen standen. Es wurden Feuer angezündet und an denselben das frugale Abendessen zubereitet, für die Bedürfnisse dieser Söhne der Wildniß vollkommen genügend. Zugleich dienten diese bis zum Anbruch des Morgens unterhaltenen Flammen dazu, die reisenden Thiere zu verschrecken, welche jetzt in Menge in der Nähe des Flusses umherschweiften, durch die Dürre gezwungen, die verbrannten öden Steppen zu verlassen. Sobald die Nacht völlig eingetreten war, erhob sich das grausenhafte Gebrüll hungriger Löwen, streifender Panther und nah und ferne das widerliche Geheul der Hyänen, die selbst ganz in der Nähe des Lagerplatzes umherschweiften und das Gebell der Hunde, die sich loszureißen und ihnen nachzusetzen strebten, mit heißeren Wuthtönen erwiederten.

Mitten unter diesem Lärm und umgeben von den drohenden Gefahren schliefen Munoroah und seine Begleiter ruhig, denn sie waren daran gewöhnt und nur ein Mann wachte, die Büchsen zum Gebrauch bereit haltend, zum Schutze der Schlummernden.

Ehe wir die Ereignisse des folgenden Tages beschreiben, wird es unsern Lesern nicht uninteressant sein, eines der merkwürdigsten Gewächse der afrikanischen Wildnisse kennen zu lernen, unter dessen Schutz Munoroah sein Lager aufgeschlagen hatte, nämlich die Aloe. Sie wird von den Eingebornen Karap genannt, von den Botanikern aber Aloe dichotoma. Sie wächst 25 bis 30 Fuß hoch. Ihr Stamm ist glatt und ihre Rinde weiß. So lange sie noch jung und ihr Stamm noch nicht über vier oder fünf Fuß hoch ist, endigt er sich in einen einzigen Büschel von Blättern, welche sich ausbreiten, wie die der Ananas und dieselbe Krone bilden, aus der alle ihre Blumen hervorstechen. Wenn sie älter wird, treibt sie vollkommen symmetrische Zweige, regelmäßige Aeste, von denen jeder an seiner Spitze ebenfalls eine solche Krone hat. Die Aloe kommt auf Bergen weit besser fort, als in der Ebene. Anstatt langer und tiefgehender Wurzeln hat die Aloe nur eine sehr schwache, durch die sie an dem Boden hängt. Sie braucht auch nur drei Zoll tiefe Erde, um selbst auf Felsen zu wachsen und ihre vollkommene Schönheit zu erlangen; aber sie

sitzt so wenig fest in der Erde, daß man die größten mit dem Fuß umstoßen kann. Aus dem jungen Stamme machen die Wilden ihre Köcher; deshalb wird die Pflanze von den Holländern auch Kockerboom oder zu deutsch Köcherbaum, genannt.

Des andern Tages streifte einer von Munoroahs Jägern, während das Morgenmahl bereitet wurde, ganz in der Nähe des Lagers umher, kam jedoch bald wieder, um dem Häuptling die Nachricht zu geben, daß unfern von dem Platze, woselbst sie sich befanden, eine Giraffe unter dem Schatten einer Baumgruppe sich befände, von deren Blättern sie fräße. Wilberforce hatte oft den Wunsch ausgesprochen, dieses damals noch unbekannte, halb fabelhafte Thier sehen zu können und Munoroah sprang deshalb voll Freude und Jagdlust auf, um das herrliche seltene Thier wo möglich zu erlegen. Er eilte mit seinen Hunden nach der ihm bezeichneten Stelle; die Giraffe war dort nicht mehr, aber die Jäger sahen sie durch die Ebene auf der Westseite gehen und setzten sich in den schnellsten Lauf, um zu ihr hinzukommen. Das Thier sah sogleich seine Verfolger; es lief einen sehr leichten Trapp, doch ohne sich dabei anzustrengen. So wurde es fast eine halbe Stunde lang eifrig verfolgt; die Jäger schossen von Zeit zu Zeit nach ihr, ohne sie verwunden zu können. Endlich verließen sie ihre Kräfte und nun mußten sie einhalten und verloren bald das

Thier aus dem Gesichte. Verdrüsslich über die vergebliche Anstrengung und sein Mißgeschick kehrte Munoroah zu dem Platze zurück. Aber als er so eben um einen Hügel bog, stürzten plötzlich die Hunde fort und die Jäger erblickten zu ihrer größten Freude sieben Giraffen, welche in diesem Augenblick von den Hunden angegriffen wurden. Sechse davon nahmen die Flucht; die siebente dagegen wurde durch die Hunde von ihnen abgeschnitten und entfernte sich rasch in einer entgegengesetzten Richtung. Die Hunde folgten dem Thiere und an ihrem Gebell bemerkte man bald, daß sie ihren Feind umringt und gestellt hatten, da das Bellen immer von demselben Orte kam. Jetzt eilte alles dorthin, wo das Thier vermuthet wurde und bald sah man es, von den Hunden umringt, wie es sich bemühte, durch starkes Ausschlagen mit den Hinterbeinen diese von sich zu entfernen. Einer von Munoroahs Jägern kam jetzt in die Nähe und stürzte es mit einem Schuß seiner Flinte zu Boden. Voll Freude über sein Glück kehrte er zurück, um den Häuptling zu rufen. Aber die übrigen, welche jetzt besser sehen konnten, was an dem Orte vorging, wo das Thier gestürzt war, gaben ihm Zeichen, die er jedoch nicht zu verstehen vermochte. Jetzt blickte er um sich und sah eine Giraffe unter einem großen Ebenholzbaume stehen. Munoroah kam jetzt herbei und wollte diese, als sie ihn nicht beachtete, und ganz damit beschäftigt war, sich der

Hunde zu erwehren, niederschließen. Doch in dem Augenblick stürzte das Thier todt zur Erde. Es hatte sich noch einmal aufgerichtet, verendete aber jezt. Die Freude der Jäger über ihr Glück kannte keine Grenzen. Voll Bewunderung umstanden sie das prachtvolle Thier, staunten seinen edlen Kopf mit den beiden hörnerartigen Auswüchsen, den langen Hals, die hohen Vorder- und die niedrigen Hinterbeine an und lobten das prachtvolle gelbe, mit braunen Flecken tiegerartig gesprengte Fell. Das erlegte Geschöpf maß vom Vorderhufe bis zur äußersten Spitze der Hörner auf dem edlen Kopfe nicht weniger als 16 Fuß. Die Hörner, — wenn man diese Knochenerhöhungen der Hirnschale, die mit Haut und Haaren überzogen sind und an ihrer Spitze mit einem schönen Haarbüschel sprangen, — so nennen könnte, waren nur 8 bis 9 Zoll hoch. Wer aber nach der angegebenen Höhe auf die Stärke und Dicke des Thieres schließen würde, würde sehr irren. Das Geschöpf besteht, wie man beinahe sagen könnte, bloß aus Beinen und Hals, denn die Länge des unverhältnißmäßig kleinen Körpers beträgt kaum 7 Fuß vom Schwanze bis an die Brust gerechnet. Dabei macht der starke Kontrast zwischen dem Vorder- und Hintertheile, daß der Leib mißgestaltet aussieht. Der Vorleib ist gegen den Hinterleib unverhältnißmäßig dick, so daß es scheint, als ob beide gar nicht einem Thiere angehören könnten. Die hier erlegte Giraffe

war ein männliches Thier, der Grund ihrer Hautfarbe war gelblich weiß, die sehr regelmäßig gezeichneten Flecken auf derselben hingegen dunkelbraun, die auf dem Halse und Rücken fast schwarz. Die Weibchen sollen durch eine fahle Farbe und geringere Größe sich von der männlichen Giraffe unterscheiden. Die Giraffen nähren sich von Baumblättern, vorzüglich von dem Laub einer gewissen Mimose, die in ihrem Vaterlande wächst. Auch von den Wiesenpflanzen nähren sie sich zum Theile, wobei ihr langer Hals ihnen sehr dienlich ist, um ihre Nahrung abzugrasen. Die Giraffe ist ein friedliches Thier, gehört zum Geschlecht der Wiederkäuer, wie das Kind und fliehet in raschem Trott davon laufend, jede Gefahr so schnell, daß ein sehr gutes Pferd im vollen Laufe sie kaum einzuholen im Stande ist. Sie vertheidiget sich durch Ausschlagen mit den Hinterfüßen, wie die Pferde, gleicht diesen aber nur dem Kopfe nach, denn sie hat gespaltene Hufe, wie unser Kind. Ihre Bewegungen sind dabei so kraftvoll, leicht und lebhaft, daß man ihnen kaum mit dem Auge folgen kann.

Munoroah ließ jetzt dem Thiere die Haut abziehen und zwar so, daß der Kopf vom letzten Halswirbel abgelöst, an derselben hängen blieb und auch die Füße unterhalb der Schienbeine abgelöst wurden. Dann befahl er mehreren Jägern, diese Theile nach dem Rahne zurückzutragen, wohin er gegen Abend selbst zu kommen

versprach. Er selbst beschloß, mit den übrigen die am Strome liegenden ungemein wildreichen Gegenden noch zu durchstreifen und zu sehen, was sich hier seiner Jagdlust noch darbieten möchte. Außer einigen seltenen Vögeln und Affen traf er jedoch auf kein bedeutendes Wild, Raubthiere ausgenommen, welche überall in dieser menschenleeren Wüste in großer Menge gesehen wurden. Gegen Abend kehrte denn auch er zurück zum Strome und erreichte bald nachher die Niederlassung, woselbst ihn Wilberforce mit großer Freude empfing. Der Missionär hatte die Haut der Giraffe im Sonnenstrahl ausspannen lassen, um sie zu trocknen und in diesem Zustande der naturhistorischen Gesellschaft in London zu übersenden. Auch der Kopf und die Füße wurden, nachdem sie gereinigt und von allem anfliebenden Fleische befreit waren, getrocknet und so zum Verpacken zugerichtet. Wilberforce beklagte nur, das Thier nicht lebend gesehen zu haben, um eine recht richtige Beschreibung seiner Gestalt dem Geschenke beifügen zu können. Doch war das, was er senden konnte, schon eine sehr werthvolle Neuigkeit, weil man zu jener Zeit das Thier in Europa fast nur dem Namen nach und aus sehr unrichtigen Beschreibungen kannte. Als der Missionär dem Freunde gezeigt hatte, welche Anwendung er von dessen Geschenk machte, kehrten beide zu der Hütte zurück, welche sie zusammen bewohnten. Diese lag etwas

seitwärts vom Dörschen und war von einem majestätischen Baume beschattet. Man sah ganz in der Nähe auf dem Hügel das Kirchlein mit dem Thürmchen und der Blick konnte weithin über die herrlich angebauten Felder, bis zum Strome schweifen, der jetzt majestätisch und gebändigt in seinen Ufern hinrollte. Auf einer Bank am Hause, vor der ein kleines Tischchen stand, pflegten des Abends die beiden Freunde gerne zu sitzen und sich über ihren Lieblingsgegenstand, die heilige Schrift zu unterhalten. Wilberforce hatte in den letzten Tagen die Uebersetzung des Evangeliums St. Johannis vollendet und Munroah lehnte seine Waffen an den Baum, nahm auf dem Bänkchen Platz und durchblätterte die Arbeit seines Freundes, die dieser auf den Tisch gelegt hatte, um sie hier zur Prüfung noch einmal durchzusehen. Während nun Munroah las, fiel ihm die Stelle im ersten Kapitel desselben Evangeliums in das Auge: »Das Gesetz ist durch Moses gegeben, aber die Gnade und Wahrheit ist von Gott. Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schooße ist, der hat es uns verkündigt.«

Dieser biblische Ausspruch beschäftigte den forschenden Verstand des Häuptlings und es entspann sich zwischen ihm und dem Missionär eine Unterredung über diese Worte, welche wir ihrem Hauptinhalte nach unsern lieben

Lesern mittheilen wollen, denn sie war zu lehrreich, als daß sie diese Berücksichtigung nicht verdiente.

Nachdem Wilberforce dem forschenden Freunde den Sinn der biblischen Worte erklärt, machte er ihn darauf aufmerksam, daß eben darin die Erhabenheit der christlichen Religion liege, weil sie von Gottes Sohn selbst verkündigt worden wäre, dem wir die genauesten Nachrichten vom höchsten Wesen aus dem Grunde verdankten, weil er den Vater am Genauesten kannte, da er ja, als das Wort von Gott, von Anfang an bei ihm gewesen und nur zur Erlösung des sündhaften Menschengeschlechts sich seiner Herrlichkeit entäußert hatte und in die Welt herabgekommen war, um Knechtsgestalt anzunehmen und seine Lehre mit seinem Blute zu besiegeln.

Munoroah trug sich noch immer nach der Sitte seines edlen Volkes und erschien, seitdem er wieder genesen war, täglich in voller Kriegerrüstung. Jetzt ruhten seine Waffen nachlässig an den Baum gelehnt. Er stritt mit bessern Waffen, mit denen des Geistes, der sich, ernstringend, das Höchste zu eigen zu machen sucht. »Ja,« rief er demüthig aus, »ich glaube, daß die Menschheit sündhaft war und der Erlösung bedurfte. Doch hatte sie damals schon ein Gesetz und wußte wenigstens grobe Sünden zu vermeiden, wie Mord, Raub, Menschenopfer. Aber wir Kaffern begingen in finsterem

Wahne alle diese Sünden und wußten nicht, daß wir unrecht thaten. Wir waren wie Blinde, die nicht sehen, was sie thun. Können denn auch so schwere Sünden durch den Tod des Erlösers von uns genommen werden?»

»Mein theurer Freund,« antwortete der Missionär, »ein Beispiel soll dich lehren, daß Gottes Gnade sich auch über dein edles Volk erstreckt.«

»Nimm zwei Brüder an, einen jüngeren und einen älteren. Der eine ist klug und kennt den Willen des Vaters. Der andere weiß nichts, weil er noch zu jung ist, ein Kind dem man nichts zurechnen darf und das nicht seinem durch Bildung geregelten Verstande, sondern seinen Begierden folgt. Wenn dieses Kind den Garten des Vaters betritt und dort von Früchten genießt, die der Vater verboten hat, so ist es nicht strafbar, weil es das Verbot nicht kennt. Wenn aber der ältere Sohn, dem des Vaters Willen bekannt ist, gegen diesen väterlichen Willen handelt, dann, mein Freund, ist es nicht schwer zu unterscheiden, welcher von beiden Söhnen wohl Strafe verdient und welcher nicht.«

»Ha, derjenige doch, der wissentlich sündigt!« rief Munoroah ernst.

»So ist es auch, mein theurer Freund,« entgegnete Wilberforce. »Das von Moses gegebene Gesetz konnte nur das jüdische Volk im Gehorsam gegen Gott erhalten, aber kein Volk, das von Gott und Gesetz keine

Nachricht erhalten hatte. Aus diesem Grunde ist der Jude und der Christ vor Gott strafbar, wenn er sündigt; nicht im gleichem Maße aber der Heide, dem keine Erkenntniß Gottes geworden. Die Gnade und Wahrheit ist jedoch nicht bloß für Juden und Christen, sondern für alle Menschen und das ist eben die große Verkündigung des Eingebornen Sohnes Gottes gewesen, daß er gesagt hat, sie müsse zu allen Völkern dringen, diese göttliche Gnade. Darum sprach er zu seinen Jüngern: Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen der Dreieinigkeit.«

»Welche Mühe,« sprach Munoroah, nachdem er einen Augenblick ruhig überlegt hatte, mit dem Finger auf die Bibel deutend, die auf dem Tische lag, »mag es dir gekostet haben, dieses theure Buch in unsere Sprache zu übertragen!« Was ist dabei dein Zweck gewesen?«

»Die Befehrung der Seelen, mein Bruder!« erwiderte der Missionär einfach.

»Durch dieses Buch, Vater?« rief Munoroah zweifelnd. »Wenn dieses Buch solche Dinge bewirken könnte, so müßten die Worte desselben eine große Kraft haben.«

»Diese göttliche Kraft, selig zu machen, besitzen sie auch,« rief Wilberforce. »Sie machen selig Alle, die daran glauben.«

So konnten also die Gebete unserer Priester bei

dem höchsten Wesen nichts bewirken, weil der Inhalt derselben nicht aus diesem Buche genommen war, das sie nicht kannten?»

»Gott hat sie gewiß auch gehört, aber er konnte kein Wohlgefallen an Gebeten haben, die ungläubig und unter so furchtbaren Umständen an ihn gerichtet wurden;« sagte Wilberforce.

»Was heißt denn gläubig beten, theurer Vater?« fragte Munoroah.

»Gläubig beten? Ach! selig, dreimal selig, wer das kann!« rief Wilberforce. »Erkennest du die Nichtigkeit der Götzenbilder, denen die Priester deines Volkes opfern.«

»Ich weiß, daß sie leblos, unmächtig, ein Werk der Menschen, und daß sie nichts zu vollbringen im Stande sind;« rief Munoroah verächtlich.

»Aber der Sturm, der die Länder verheert, die ganze Welt, die du um dich siehst, mit ihren wohlthätigen und ihren schrecklichen Erscheinungen, alles dieses gibt dir doch den Beweis, daß ein mächtigeres Wesen, als die Menschen, das alles hervorbringen müsse und daß es nicht von Ohngefähr so erscheint und wieder vergehet, wie wir es sehen.«

»Ich weiß, daß Gott im Himmel, den ich nicht sehen kann, das hervorgebracht hat. Er sendet die Stürme, er läßt aber auch unsere milde Sonne scheinen.«

»Fühlst du, daß Gott alles durchdringt, mein Bruder, bist du fest davon überzeugt?« sprach Wilberforce gerührt.

»Ich glaube an Gott!« rief Munoroah. Dann bedeckte er die Augen mit der Hand, sank auf die Bank an der Seite des Missionärs nieder und überließ sich ganz den seligen Empfindungen, die seine neugewonnene Erkenntniß des höchsten Wesens in ihm hervorbrachte.

Da ertönte das Glöcklein auf dem Holzthürmchen der Kapelle, läutend zum Abendgebet. Die Sonne war herab gesunken und strahlte klar über die Kuppen der fernen Berge, die sie jetzt bald verhüllen sollten. Ein prachtvoller Himmel spiegelte sich im Strome und in der milden Abendluft rauschten die Wipfel der Rohre im Gewässer, schwankten die Kronen der Palmen und säufelte das zarte Laub der erhabenen Waldungen. Die Fluren wogten im Zephyr, gleich den Wellen der ruhigen See, wenn sie sanft und glatt ihren mächtigen Busen hebt und wie ein riesiges Wesen schlummernd aufathmet. Wilberforce faltete die Hände zum stillen Gebete und der Häuptling that gleich ihm, mit erhabenster Empfindung das Gebet des Erlösers flüsternd. Die Vögelein flöteten sanft, die ganze große herrliche Natur schien dem höchsten Wesen ein Opfer der Anbetung darzubringen und die Silbertöne des Glöckchens drangen immer

reiner Herab, als wollten sie den einen großen Gedanken reiner religiöser Erhebung, der dieses schöne Gemälde zu durchdringen, zu heiligen schien, durch einen unendlich milden und lieblichen Klang zum Throne Gottes tragen. Lange saßen die Freunde, bis die Nacht schnell ihre Schatten über die Gefilde streuete. Sie sprachen nichts, sondern jeder überließ sich seinen Empfindungen. Endlich erhob sich der Missionär und sprach:

»Mein Bruder, ich ließ deine Frage unbeantwortet. Vergib mir, denn ich kann es nicht aussprechen, ich kann nur empfinden, was »gläubig beten« heißt. Du kannst es auch nicht lernen, du mußt es fühlen, empfinden und die Gabe dazu von Oben erwarten.«

So endete dieses ernste Gespräch der beiden Freunde. Ermüdet von den Anstrengungen des vergangenen Tages gingen sie in die Hütte, genossen das einfache Mahl, verrichteten ihr Abendgebet gemeinschaftlich und wollten sich so eben zur Ruhe begeben, als plötzlich ein wildes Geschrei im Dorfe entstand und die Einwohner, aus der Ruhe gestört, voll Entsetzen aus ihren friedlichen Hütten stürzten. Munoroah, einen Ueberfall befürchtend, griff schnell nach seinen Waffen und horchte dann angestrengt. Der Lärm nahm an Hestigkeit zu und kam der Hütte des Missionärs rasch näher. Jetzt ergriff Wilberforce den Freund an der

Hand und trat hinaus vor die Thüre. Hier bot sich den beiden Freunden ein eben so unerwarteter, als überraschender Anblick dar.

Sechstes Kapitel.

Rangho's Tod. — Die Niederlassung wird durch neuhinzukommende Einwohner vermehrt und erweitert. — Der Tod des Missionärs.

Das ganze Dörfchen war in Aufruhr und die Einwohner, durch den ungewöhnlichen Lärm erschreckt, stürzten aus ihren Hütten hervor, dürftig gekleidet, wie sie es in diesem Moment nur sein konnten und noch dürftiger bewaffnet. Der Ruf, »die Bosjesmans, die Buschmänner kommen,« bewirkte einen fürchterlichen Schrecken und setzte selbst die muthigsten Männer in der Niederlassung in eine ganz ungewöhnliche Aufregung. Alles eilte, den Ruf des Missionärs und Munoroah's Befehle in diesem Augenblicke überhörend, vor das Dorf hinaus auf die Hügel, um von hier einen weiteren und freieren Ueberblick über die nächsten Gebirge, die sich gegen Süden dahinzogen, zu gewinnen und das Herannahen der Gefahr frühzeitig zu erkennen.

Diese Buschmänner, Bosjesmans oder Saabs, wie sie sich selbst nennen, bewohnen die innersten, verborgensten und wildesten Theile der Schneegebirge. Es ist ein kleiner hagerer, thierisch roher Menschenstamm und sie stehen weit unter den edeln hochherzigen Kaffern. Dennoch sind sie der Schrecken aller Völker am Cap, wenn sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrechen, getrieben von der harten Winterzeit, dem Hunger oder inneren Fehden; denn sie brennen, zerstören und morden mit der gefühllosesten Grausamkeit, gleich wilden Thieren. Aus diesem Grunde sind die angegriffenen Völker, sobald sich der Schrecken ihrer Erscheinung verbreitet, gezwungen, sich zum Kampfe gegen sie zu rüsten und sie entweder zu tödten, wie reißende Thiere, oder durch Uebermacht wieder in ihre Wildnisse zurückzuscheuchen. Schon der Ruf »die Buschmänner kommen« bringt einen wahrhaft panischen Schrecken hervor und jeder ergreift die Waffen, welche ihm zunächst zur Hand sind, um mit denselben gegen die gefürchteten Wilden zu ziehen.

In solche Aufregung wurden auch die Bewohner der friedlichen Niederlassung Bethlehem versetzt, als der Schreckensname des gefürchteten wilden Volkes durch die stillen Gassen ertönte. Nie war noch eine ähnliche Gefahr über diesen stillen Winkel der Erde hereingebrochen; bis jetzt war er von den Schrecken, welche die bekannteren und bevölkerteren Gegenden dieses geheim-

nistvollen Erdtheils so oft und so blutig erschüttern, freigeblieben. Um so größer war aber auch das Entsetzen.

Wilberforce vernahm den Ruf; aber er wußte von der Gefahr nichts, welche man sich mit diesem Worte verbunden dachte und fragte verwundert den neben ihm in voller Waffenrüstung stehenden Fürsten, weshalb die Gemeinde durch das Nahen dieses ihm nur dem Namen nach bekannten Volkes in solche Unruhe versetzt werde?

Munoroah schilderte ihm nun die Sitten dieser Räubernation, setzte jedoch hinzu, daß er glaube, es sei ein blinder Schrecken, von dem die Leute ergriffen wären, indem er wisse, daß die Bosjesmans wohl sehr häufig in das Gebiet der Engländer einzufallen pflegten, um die Hottentoten und Bauern zu berauben; daß es ihm aber unmöglich scheine, die angedeutete Gefahr den Buschmännern zuzuschreiben, weil dieselben zu weit nach Westen wohnten und es ihnen unmöglich sei, durch die Wüsten hierher zu gelangen. Auch stünden in den Gebirgen, durch deren Pässe allein Wege und Strassen in diese Niederung führten, die Kaffern unter der Anführung seines Bruders und die Buschmänner wären nimmermehr im Stande, diese tapfern Krieger zu überwinden. Das müßte aber vorher nothwendig geschehen sein, ehe es ihnen möglich wäre, so weit herauszubrechen.

Während dieser Unterredung hatten sich Munoroah's Krieger um den Häuptling vollkommen bewaffnet ver-

sammelt. Der junge Fürst forderte jetzt seinen Freund auf, ihm vor das Dörfchen hinaus auf einen der Hügel zu folgen. Beide bestiegen denjenigen, auf welchem das Kirchlein lag. Hier fanden sie eine Menge Frauen und Kinder, die sich im ersten Schrecken hierher geflüchtet hatten. Wilberforce gab ihnen die beruhigendsten Versicherungen und nun wurde es still auf dem Platze. Munoroah führte jetzt den Missionär auf die vom Dörfchen abgelegene äußerste Spitze. Wir werden es versuchen, den Anblick, welcher sich Wilberforce und seinem Begleiter hier darbot, unsern lieben Lesern zu beschreiben.

Der im Osten glühend roth aufsteigende Mond vermochte es nur wenig, die in das Dunkel der Nacht verhüllte Gegend zu beleuchten. Gleich riesigen Schatten stiegen die Gebirge in das tiefe Blau des sternensstrahlenden Himmels auf, schwarz und unheimlich. Durch eine sehr erklärbare Täuschung der Augen schienen die zackigen Felsenhäupter näher heran gerückt, das friedlich stille Thal, wo der neue Christenort gebaut worden war, zu umgürten. Der Strom schoß rauschend in seinem Bette hin und die Waldungen an seinen Ufern beugten sich mächtig im Nachtwinde. Einzelne Wipfel höherer Bäume bildeten, durch die herrschende Finsterniß träumerisch umhüllt, gespenstische Gestalten, die vom Luftzug bewegt, belebt zu sein schienen und seltsame Bewegungen über dem dunkeln Laubdach darstellten.

Die auf dieser Höhe herrschende Stille ließ das Gebrüll der Löwen aus tiefer Ferne vernehmen, wie sie hungernd in den Wildnissen nach Beute umherschweiften. Das ganze nächtliche Gemälde hatte den Charakter des Geheimnißvollen, Wilden und Schauerlichen und der Eindruck, den es auf die Zuschauer hervorbrachte, war diesem Anblick vollkommen angemessen. Munoroah sah mit scharfem Auge über die großartige, aber dunkle Nachtlandschaft; aber es war ihm unmöglich, etwas Gefährverfündendes zu entdecken. Er wendete sich jetzt an Wilberforce, um seine schon vorher ausgesprochene Vermuthung, daß das Gerücht von einem nahen Ueberfall falsch wäre, zu wiederholen, als ihn plötzlich ein halblauter Ausruf der Ueberraschung von den ihm zunächst stehenden Kriegern auf ein seltsames Schauspiel aufmerksam machte.

Genau in der Richtung, wo der Paß nach dem Strome vom Gebirge herab lief, entstand jetzt eine Helle, die einige dort befindliche Felsenpunkte sehr klar erleuchtete. Bald hernach glänzte ein Lichtfunke durch die Nacht. Bei diesem Anblick erhob sich das Geschrei auf allen Seiten. Munoroah strengte sich an, diesen Schein zu verfolgen und es gelang ihm wirklich, die Bemerkung zu machen, daß er sich fort, und zwar vom Gebirge herab in das Thal, bewegte. Auch Wilberforce bestätigte diese Bemerkung und eilte hinab in seine Woh-

nung, um das Fernrohr herbei zu schaffen. Während seiner Abwesenheit blieb diese Erscheinung immerwährend sichtbar und als jetzt der Missionär erschien und sie mit Hilfe des Glases näher ins Auge faßte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß in jener fernen Gegend eine ziemlich große Anzahl Menschen sich vom Gebirge herab bewegten, die sich durch Fackeln die gefährliche Strasse erhellten. Es war also gewiß, daß Fremde sich nahten, ob aber in gefährlicher Absicht, oder ohne solche? — das mußte erst die nächste Zukunft lehren.

Der Missionär berieth sich besorgten Herzens mit Munoroah und den angesehensten Einwohnern des Dorfes, was wohl zu thun wäre, wenn wirklich eine Gefahr zu befürchten sei und der Fürst erklärte sich sogleich bereit, mit seinen Kriegern aufzubrechen und den Fremden entgegen zu gehen. Zugleich ertheilte er den Bewohnern des Dorfes den Rath, sich für den schlimmsten Fall zu bewaffnen, damit sie zur Gegenwehr gerüstet seien und ihr Leben und Eigenthum vertheidigen könnten. Wilberforce war darüber sehr erfreut, ermahnte aber seinen Freund dringend, sein theures Leben zu schonen und jedenfalls sich in kein Gefecht einzulassen. Er machte ihm vielmehr zur Pflicht, bei drohender Gefahr so schnell, als möglich zurückzukehren und der kleinen Gemeinde den Schutz angedeihen zu lassen, welchen er schon früher bei mehreren gefährlichen Gelegenheiten

ausgeübt. und auch für die Folge versprochen hatte. Jetzt verrichtete er ein Gebet, das die um ihn Befindlichen, auf die Kniee zur Erde gesunken, mit inbrünstiger Andacht anhörten. Dann aber entließ er seinen tapfern Freund mit Segenswünschen. Binnen kurzer Zeit war nun Munoroah mit den Seinigen im Dunkel der Nacht verschwunden.

Wilberforce kehrte zum Dorfe zurück und versammelte alle kampffähigen Männer und Jünglinge auf dem freien Platze vor dem Magazin. Er ermahnte sie zum Muthe und zur Besonnenheit und ließ die Einwohner ihre werthvollsten Geräthschaften nach dem Hügel in das Kirchlein bringen, das von einer kleinen Anzahl der tapfersten und rüstigsten Männer bewacht wurde. Hierher trug auch er seine Uebersetzungen aus der heiligen Schrift und andere Dinge, die er im Falle eines Angriffes zu retten wünschte. Sobald dieses Geschäft beendigt war, ließ der Missionär durch die Gesamtzahl der Einwohner eine leichte Verschanzung errichten. Aller Pulvervorrath wurde hierher gebracht, die Waffen und Feuegewehre wurden zum augenblicklichen Gebrauch in Stand gesetzt und das Dorf verlassen, da man nicht stark genug war, dasselbe vertheidigen zu können. Unter diesen Vorbereitungen floss der größte Theil der Nacht hin und der Morgen nahte. Jetzt war alles vollendet und die kleine Gemeinde versammelte sich um das

Kirchlein innerhalb der neuangelegten Verschanzungen. Wilberforce war in der Kirche, tröstete die hier versammelten Frauen und Kinder und ordnete alles zur nachdrücklichsten Bertheidigung an. Etwa zwanzig rüstige Männer standen wachhaltend am Fuße des Hügels, wo sie jede Gefahr zu erkennen vermochten. Alle übrigen hatten die gegen das Gebirge hin liegenden wichtigsten Punkte besetzt und beobachteten von hier aus die Strasse, die von dort in das Thal hinab führte. Es war ein erfreuliches Zeichen, daß die Cultur und das Christenthum den hohen natürlichen Muth dieser Afrikaner eher erkräftigt, als geschwächt hatte, statt diese an dem Manne so schätzenswerthen Eigenschaften zu unterdrücken oder ihnen etwas davon zu rauben. Ihre ehemalige wilde Blutgier wurde jetzt durch christliche Ergebung und Ruhe ersetzt und es war unter all' diesen guten Menschen nicht Einer, der nicht mit Freudigkeit seine ganze Kraft, ja selbst sein Leben hingegeben hätte, wenn der Augenblick ein solches Opfer fordern würde. Mit Gelassenheit ergaben sie sich in das drohende Schicksal; sie hatten einsehen gelernt, daß nichts über ihre friedlichen Fluren kommen könnte, was nicht von Gott gesendet wäre. Sie hatten sich gewöhnt, alles den Führungen einer höheren Leitung zuzuschreiben und diese wahrhaft christliche Gesinnung bewahrte sie vor

Angst und Klagen, die beide in Augenblicken der Prüfung dem wahren Christen nicht geziemen.

Wir verlassen jetzt den Missionär mit seiner kleinen aber wohlgerüsteten Schaar und folgen Munoroah, der seine Krieger dem Gebirge zuführte. Bald gelangte er an den Fuß desselben. Hier beginnt eine dichte majestätische Waldung, durch welche eine breite Strasse gehauen worden war. Kein anderer Weg lief durch diesen von unzähligen Quellen und Bächen bewässerten Forst und Munoroah fand es aus diesem Grunde nöthig, seinen Begleitern Vorsicht und Stille anzuempfehlen, damit sie sich nicht selbst verrathen möchten, wenn man mit den Fremden früher, als er es möglich glaubte, hier zusammentreffen sollte. Geräuschlos zogen die tapferen Krieger durch diese Wildniß. Nach Verlauf mehrerer Stunden, in denen der Marsch immer bergan ging, lichtetete sich die Waldung (und die Kaffern kamen nun an das hier jäh emporsteigende Gebirge, zwischen dessen felsigen Wänden der Weg in manichfaltigen Krümmungen zur Höhe hinan lief.

An diesem Abhang standen zwei Felsen einander gegenüber, die unersteigliche Wände bildeten. Die üppige Vegetation dieses merkwürdigen Landes hatte das nackte Gestein mit Grün überzogen. Bäume ragten aus den Spalten und Rissen hervor und Moos und Schlinggewächse überzogen die jähren Wände. Zwischen die-

sen Felsen windet sich die Strasse hin und kein anderer Weg führte in vieler Meilen weiter Entfernung hinauf auf das nackte Gebirge. Dieser Paß wird von den Eingebornen Miko, oder das Thor genannt und kann von wenigen tapfern Männern geraume Zeit gegen ein ganzes Heer vertheidiget werden. Als Munoroah ganz ungehindert hierher gelangt war, freute er sich ungemein und nahm sogleich mit seinen Kriegern Besiß davon. Gegen das Ende der Schlucht ist eine Stelle, welche so eng ist, daß sie kaum für einen Wagen den Durchgang gestatten würde. Hier ließ der Häuptling eiligst Felsstrümmer über einander häufen und eine Art roher Brustwehr errichten, hinter welcher er sich mit den Seinigen zur Vertheidigung aufstellte. Das erwachende Tageslicht erleichterte diese Arbeit und bald war der Ort zur nachdrücklichsten Gegenwehr vollkommen gerüstet.

Als diese schwere Arbeit verrichtet war, hieß Munoroah seine Begleiter sich lagern und ein frugales Morgenmahl von den mitgenommenen Vorräthen halten. Einige Krieger gingen an das Ende des Passes, um dort Wache zu stehen. Ihnen gesellte sich Munoroah bei.

So verflossen einige Stunden, ohne daß man von dem erwarteten Feinde etwas bemerkt hätte. Erst gegen Mittag erblickte einer der Kaffern in der Höhe Männer, die dort suchend umherstreiften. An ihrer Kleidung

und Bewaffnung waren sie leicht zu erkennen; es waren keine Buschmänner, sondern Kaffern. Mit großer Besorgniß erkannte Munoroah die fremden Krieger. Da jetzt die Bertheidigung des Passes völlig unnöthig war, so rief er sogleich alle seine Begleiter herbei und ging den vom Gebirge herabkommenden entgegen. Sobald sich die verschiedenen Abtheilungen erkannt hatten, erhoben sie ein Freudengeschrei und binnen wenigen Minuten sah sich Munoroah von dem Reste der tapfern Schaar umringt, deren Anführer er früher gewesen. Doch diese Freude war nur von sehr kurzer Dauer. Die Ankommenden sahen niedergeschlagen, ermattet aus; sie standen dem Fürsten, der in ihnen kaum seine alten Waffengefährten wieder erkannte, stumm, mit traurig gesenktem Haupte gegenüber und seine Fragen nach der Ursache ihrer Entfernung vom Heere, nach dem Befinden des Königs wurden nur durch ein düsteres Schweigen beantwortet.

Munoroah erstaunte und befahl jetzt einem der ältesten Krieger, unverhohlen zu berichten, was sich zugegetragen hatte. Der Häuptling, den er hiezu aufforderte, war einer von jenen Männern, die sich beständig in Kangos Nähe befunden hatten. Er begann:

»Als du im Fort der Feinde verwundet wurdest, befahl Kangho, dich hieher zum großen Arzte zu bringen, der allein im Stande wäre, dein Leben zu retten.

Sobald du das Heer verlassen hattest, ging mit dem König eine sehr beklagenswerthe Veränderung vor. Er wurde finster, zurückgezogen und zeigte sich uns nur dann, wenn es zum Kampfe ging. Bei solchen Gelegenheiten war Kangho unter den Vordersten und am gefährlichsten Plaze; doch die Götter versagten ihm, was er so sehnlich zu wünschen schien; er konnte den Tod auf dem Schlachtfelde nicht finden, obwohl die Kugeln der Engländer unzählige Tapfere an seiner Seite dahin rafften. Die Angriffe auf die Verschanzungen der Engländer wurden jetzt immer gefährlicher und wiederholten sich Tag für Tag. Alle Gefangenen, die in unsere Hände fielen, starben eines grausamen Todes und dem Verwundeten auf dem Schlachtfeld wurde keine Schonung mehr zu Theil. Dadurch geriethen auch die Feinde in Wuth; ihre Bertheidigung wurde heftiger, keinem der Unsrigen wurde Gnade geschenkt, sondern jeder, der in ihre Hände fiel, ohne Barmherzigkeit niedergestoßen. Eine fürchterliche Krankheit wüthet unter den Feinden; sie verbreitete sich auch bei uns und raffte fast mehr Menschen hinweg, als die schrecklichen Schlachten und Gefechte, welche täglich geliefert wurden. Als die Krieger unseres Heeres bemerkten, daß durch die unsäglichen Anstrengungen nichts gewonnen wurde, sondern daß vielmehr nur das Heer sich verminderte, daß Tausende verloren gingen und daß auf diese Weise bald

kein Mann mehr übrig sein würde, der das Schicksal seiner Brüder den Zurückgebliebenen berichten könnte, gaben sie Kangho's Feinden Gehör. Diese flüsternten den Kriegern Verleumdungen über den großen König ins Ohr und es gelang ihnen, das Herz des Volkes von ihm abwendig zu machen. Nur deine Schaar, o Munoroah, blieb ihm treu. Wir bewachten den König mit sorgsamem Auge. Wir kannten seine Feinde und nur die Scheu vor uns hielt sie ab, ihm das Leben zu rauben. Aber die nach Kangho's Blut dürstenden Häuptlinge der andern Stämme rasteten nicht und bald gelang es ihnen, den Aufruhr gegen Kangho zu entflammen. An einem Morgen, als Kangho das Heer dem Feinde entgegen führen wollte, versagten ihm alle Stämme, uns ausgenommen, den Gehorsam. Der König gerieth in Zorn und forderte die Häuptlinge auf, seinen Willen zu thun. Allein diese traten höhrend in die Reihen ihrer Untergebenen zurück. Das düstere unheilverkündende Gemurmel erhob sich schnell zum wüthenden Geheul und ehe wir es hindern konnten, sank Kangho, der allein und unbeschützt ihnen gegenüber stand und sie, auf's Höchste entrüstet, mit erhobener Hand bedrohte, von unzähligen Kugeln und Pfeilen durchbohrt, zu Boden. Sobald diese schreckliche That geschehen war, ertheilte ich den Meinigen den Befehl zum Angriff. Aber es war zu spät, dein edler Bruder

war zum Tode getroffen. Wüthend über Kanghos Tod, griffen die Meinigen an und es erhob sich ein entsetzliches Schlachten. Die Ueberzahl war jedoch zu groß; wir mußten weichen. Das Heer der Kaffern gehorcht jetzt wahrscheinlich dem Korana, der deines Bruders bitterster Feind und die Ursache seines Todes ist. Wir aber flüchteten hierher, um zu dir zu gelangen. Wir wollen nur dir gehorchen, der du unser angestammter Herrscher und würdig bist, Kanghos Nachfolger zu sein.«

Bei diesen Worten stürzten Hunderte von Kriegern auf ihr Antlitz nieder, Munoroah eine Ehrfurcht erweisend, die nach ihren Sitten dem Könige erzeigt werden mußte. Aber der Häuptling verhüllte in unaussprechlichem Schmerze sein Antlitz und sah nichts von Allem, was um ihn her vorging. Eine tiefe Stille lag auf den Umgebungen. Die Krieger ehrten den Schmerz des Fürsten, der auf das Innigste einen Bruder betrauerte, welcher hochherzig, tapfer und edelmüthig, dessen Aufgabe es war, ein so edles muthiges Volk zu regieren. Auch sie hatten ihn geehrt und jeder hätte freudig sein Leben für ihn hingegeben, wenn es möglich gewesen wäre, dadurch das Seinige zu retten.

Endlich gelang es Munoroah, seine Fassung wieder zu gewinnen. Er sah mit Thränen im Auge auf das kleine Häuflein tapferer und treuer Männer, die bis zum Tode ihren Fürsten nicht verließen und ihm jetzt durch

eine stille Ehrerbietung jenen hohen Rang übertrugen, den vor ihm Rangho mit so viel Recht und Würde eingenommen hatte. Ehedem war es eine Schaar von mehreren tausend Männern; jetzt war sie bis auf wenige Hunderte zusammengesmolzen. Die Gebeine der übrigen lagen unbeerdigt. Sie schiefen lange schon und ihre Geister waren nach ihren Begriffen in glücklichere Gefilde hinüber gegangen, die ihnen durch die Habsucht und den Uebermuth mächtigerer Fremdlinge nicht mehr streitig gemacht wurden.

»Also durch die mörderischen Hände deines eigenen Volkes mußt du fallen, edler Bruder!« rief Munoroah voll Kummer und Wehmuth. »War keine feindliche Kugel geschickt genug gerichtet, um dein Herz zu zerreißen und diese Schmach von unserem Volke abzuwenden. Wie werden die Fremden jubeln, wenn sie hören, Rangho ist nicht mehr, er, dessen Name schon hinreichte, um sie zittern zu machen. Es gibt kein Glück und keine Ehre mehr, denn die Kaffern haben den Edelsten und Tapfersten ihrer Nation meuchlerisch erschlagen.«

So jammerte Munoroah und die tapfern Männer, von denen er umringt war, theilten seinen gerechten Schmerz. Endlich sprach der Häuptling, der das Schicksal des Königs berichtet hatte:

»Meine Nachrichten sind noch nicht zu Ende, mein Herrscher. Du weißt, daß wir der Uebermacht weichen

mußten. Aber es gelang uns, den Leichnam des Königs zu retten. Wir trugen ihn hinauf auf die höchste Kuppe des Gebirgs. Dort liegt ein kleines Thal, das nur den Jägern und Hirten bekannt ist. Sechszehn Gefangene mußten hier dem Könige das Grab bereiten. Ich und mein Bruder trugen seine irdischen Reste und bestatteten sie, wie es den Gebeinen eines so großen Kriegers würdig ist. Die Gefangenen, welche dieses Geschäft verrichteten, wurden nach der Sitte unserer Väter auf dem Grabe geschlachtet. Das Herz deines edlen Bruders ruht nun in freier Erde; er wird drüben Diener finden, die ihm gehorchen und in den glücklichen Gefilden jene Leiden vergessen, die ihn hier so schwer bedrückt haben.«

Munoroah schauderte bei der Erzählung dieser grausamen That, durch die das Grab des Helden in finsternem Wahne besleckt wurde; aber er kannte den Aberglauben, in welchem diese Krieger noch befangen waren und erwiederte:

»Mein Bruder, du hast wohlgethan, die Leiche des Königs an einem Orte zu bestatten, wo seine Gebeine ungestört und in Frieden ruhen werden. Doch jenes Ortes, welches du gebracht hast, wäre besser unterblieben. Die Gestorbenen bedürfen keiner Diener mehr, es wird überhaupt im Lande der Vollendung jeder Unterschied des Ranges aufhören und der Knecht wird so

groß sein, als der Fürst, wenn er am Throne Gottes mit einem Gewissen erscheint, das ihn von Lastern und Fehlritten freispricht.«

Der Häuptling neigte sich würdevoll und Munoroah trat sogleich mit der ganzen Kriegerschaar den Rückweg nach dem Missionsorte an. Sobald sie hierher gelangt waren und die Nachricht vom Tode des Königs sich verbreitet hatte, erfüllte tiefe Trauer die Herzen aller Bewohner, denn Rangho war ein Vater aller seiner Unterthanen, des Mächtigen Schrecken, wenn er Uebermuth üben wollte, des Armen Schutz, wenn er bedrückt war, gewesen. Munoroah war in die Hütte seines Freundes Wilberforce zurückgekehrt und suchte Trost in den Lehren einer Religion, die er um so inniger liebte und denen er um so treuer anhing, je mehr er ihre Erhabenheit einsehen lernte und ihre erhebenden Wirkungen an sich selber erfuhr.

Wilberforce erkannte staunend in den Schicksalen Munoroah's, die jetzt mit den seinigen so innig verknüpft waren, den Finger der göttlichen Vorsehung, der sein Werk schützend leitete.

Die ärztliche Kunst des Missionärs erhielt Munoroah zweimal das Leben und jetzt war dieser durch eine gleich wunderbare, als furchtbare, Anordnung der Vorsehung plötzlich das Oberhaupt aller Kaffernstämme geworden. Ehe diese wichtige Veränderung vorging

war der Fürst durch die Gnade Gottes und die Bemühungen unseres Freundes Wilberforce zum Christenthume bekehrt und er hatte die Segnungen desselben und der Kultur durch eigene Erfahrung schätzen gelernt. Munoroah war noch jung und die Vorsehung hatte ihn mit ausgezeichneten Geistesgaben beschenkt. Sein Herz war gut, sein Wille fest und seine Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe unter seinem Volke, das ihn in Liedern pries, sprüchwörtlich geworden. Dabei war der Fürst voll hoher Verehrung für Wilberforce und stets bereit, dessen Wünsche zu erfüllen, so weit es in seiner Macht stand. Welche Hoffnungen ließen sich jetzt nicht fassen?! Wilberforce bewunderte die Führungen der göttlichen Weisheit und betete demüthig, daß der Höchste aus dieser blutigen, aber segensversprechenden Veränderung Nutzen für das Werk der Bekehrung dieses heidnischen Volkes gnädiglich entspringen lassen wolle.

Die Krieger hatten die übrige Tageszeit dazu benützt, um sich hier Hütten zu errichten, in denen sie ruhen und sich von den Mühseligkeiten ihrer weiten Reise erholen konnten. Es waren mehrere Familienväter, die aus dieser Gegend stammten und deren Angehörige während ihrer Abwesenheit sich zum Christenthume bekehrt hatten, zurückgekommen und hatten staunend die Veränderungen erkannt, die hier vorgegangen waren. Andere Familien erfuhren jetzt erst den Verlust ihrer Beschützer und Er-

nährer. Es läßt sich denken, daß durch einen solchen Vorfall eine große Aufregung in der Colonie entstand. Wilberforce ließ aus dem Magazin Lebensmittel an die Angekommenen verabreichen und erhielt noch an demselben Tage von Gemeindegliedern die erfreuliche Nachricht, daß viele des Krieges müde Kaffern sich hier häuslich niederlassen und seinen Unterricht genießen wollten.

Munoroah überließ sich seinem Schmerze nicht, sondern kämpfte ihn männlich nieder. Er erkannte, daß er durch seine Stellung dazu berufen war, die Nation wieder zu vereinigen und diejenigen, welche zum Aufruhr verführt worden waren, wohl von jenen zu unterscheiden, welche den Aufruhr erregt und den Tod des Königs veranlaßt hatten. Zugleich entstand bei ihm der Wunsch, dem nutzlosen Blutvergießen ein Ende zu machen. Er berieth sich mit Wilberforce über diesen Gegenstand und am nächsten Morgen wurden Boten sowohl an das Heer, als auch an den Oberbefehlshaber der Engländer abgefertigt. Munoroah forderte sein Volk zur Unterwerfung auf und versprach Verzeihung und Vergessen alles Vorgefallenen denen, die gehorchen wollten und sich von dem Vorwurfe der Aufreizung zu reinigen vermöchten. Die Mörder des Königs wollte er zwar kennen, aber sie nur durch Verbannung aus den Grenzen des Vaterlandes bestrafen wissen. Ihnen sollten jene folgen, die sich ihm nicht unterwerfen wollten.

Dem Anführer der Engländer bot er Abtretung der Meeresküste, die bereits in den Händen der Engländer war, und des Stromes an. Dagegen forderte er, daß diese Eroberung nie mehr erweitert werden sollte und daß das übrige Gebiet der Kaffern geschützt und geachtet würde. Zugleich bot er einen friedlichen Tauschhandel an, bat um Lehrer und versprach, sein Volk zu sittigen und nach und nach zum Christenthume zu bekehren.

Die auf diese Anordnungen des jungen Königs gebauten Hoffnungen gingen wirklich in Erfüllung. Nach vierzehn Tagen erschienen englische Offiziere in Bethlehem, welche vom Oberanführer des Heeres an Munrovaah abgesendet worden waren, um die Bestimmungen festzusetzen, auf welche hin der Friede zwischen der Capregierung und den Kaffern abgeschlossen werden sollte. Diese Herren wurden von den Einwohnern auf das Gastlichste aufgenommen und während ihres mehrtägigen Aufenthalts bewirthet. Sie erstaunten nicht wenig über die Fortschritte, welche die Kaffern binnen so kurzer Zeit in Kultur und Gesittung gemacht hatten und erstatteten an die Regierung bei ihrer Rückkehr so vortheilhafte Berichte, daß man am Cap beschloß, die Nation künftig in ihrem Eigenthume nicht nur ungekränkt zu lassen, sondern ihr Bestreben nach Gesittung und Kultur mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen und sie durch Wohlthaten und aufrichtige Beweise

von Freundschaft aus erbitterten Feinden in nützliche Nachbarn und Freunde zu verwandeln. Man behielt die eroberten Länder nur bis auf das Stromgebiet und einige Anlandungsplätze auf der Küste, wo die Handelsschiffe anlegen und Kaufleute Märkte zum Handel mit den Eingeborenen errichten sollten. Alle Rache sollte begraben und vergessen und Kaffern die Bundesgenossen der Engländer sein. Wilberforce wurde nicht vergessen. Seine Verdienste wurden in einem besondern Berichte an die englische Regierung hervorgehoben und für ihn passende Mitarbeiter gefordert. Der Missionär war viel zu bescheiden, als daß er auf das ihm so reichlich gespendete und auch wirklich so wohlverdiente Lob großen Werth gelegt hätte. Doch war ihm der beigefügte Wunsch, Hilfsarbeiter aus England für ihn zu senden, sehr aus der Seele gesprochen, denn er fühlte, daß seine Anstrengungen nicht mehr genügen konnten, um die Bedürfnisse einer so großen und aus Menschen von so verschiedenen Bildungsgraden zusammengesetzten Gemeinde zu befriedigen.

Die Abgesandten, welche in Munoroahs Namen das Kaffernheer zur Unterwerfung auffordern mußten, trafen auf ihrem Wege in die Gebirge verschiedene Heeresabtheilungen, die im Begriffe waren, sich in ihre Heimath zu begeben. Von diesen erhielten sie die überraschende Nachricht, daß das ganze Heer sich nach ver-

schiedenen blutigen Ereignissen aufgelöst habe. Wir wollen unsere Leser kürzlich mit dem weiteren Verlauf dieser Angelegenheit bekannt machen.

Der Kampf, welcher unmittelbar nach Rangho's Tode, zwischen Munoroah's Beetjouanen-Kriegerschaar und den Mördern des Königs stattfand, endigte sich mit einer Niederlage der ersteren, die vor der Ueberzahl der Aufrührer weichen mußten und sich nach Bethlehem zurückzogen, um Munoroah dort zu treffen und sich unter seinen Befehl zu stellen. Die Aufrührer blieben völlig rathlos und unentschlossen auf dem Wahlplatze zurück. Sobald die erste Hitze des Kampfes verraucht war, und die ruhige Ueberlegung an die Stelle der entflammten Leidenschaften trat, ergriff die meisten Krieger eine schmerzliche Reue über die verruchte That, welche sie verübt hatten. Rangho war immer von ihnen als das edelste Vorbild der Tapferkeit und des hochherzigen Sinnes geachtet worden, und nur die Stimme der Verführung hatte ihm das Vertrauen und die Liebe seines Volkes geraubt. Nach seinem blutigen Ende kam die Reue. Alle seine Vorzüge, seine Weisheit und Tapferkeit, sein Edelmuth und seine Milde, erschienen plötzlich den Verblendeten in einem helleren Lichte. Wie ein schöner Stern hatte ihnen der edle Fürst vorangeleuchtet und nun, da sie ihn im schrecklichen Wahne, in der blutigsteren Verirrung gemordet hatten — ihn, der in

so fürchterlichen Kämpfen ihr Anführer gewesen war und dessen Leben im heiligen Schutze der Götter gestanden hatte — nun fühlten sie sich verlassen, rathlos und Verzweiflung ergriff die Herzen dieses muthigen Volkes. Mit scheuen Blicken standen sie einander gegenüber und mit jedem Augenblicke glaubten sie die Strafe der Gottheit für ihre blutige That über sich hereinbrechen zu sehen.

Die Feinde Ranghos hatten aber mit dem Tode des Königs ihr Werk nur begonnen und jetzt traten ihre nichtswürdigen Beweggründe ans Tageslicht. Neid, Herrschsucht und Feigheit hatten sie veranlaßt, ihrem edlen Anführer die Liebe seines Volkes und das Leben zu rauben. Sobald er beseitigt war, glaubten sie ihre ehrgeizigen Absichten leicht erreichen zu können und nun traten mehrere Bewerber um die erledigte Krone auf. Es war natürlich, daß diese Elenden ihre Sache durchzusetzen suchten. Jeder hatte seine Anhänger.

Voll Angst und Erbitterung, ohne Oberhaupt, standen sich schon am nächsten Tage die Partheien schlagfertig gegenüber, um sich voll wilder Rachgier gegenseitig zu morden. Fürchterliche Kämpfe folgten jetzt und in unnatürlicher Blutgier mordete sich dieses unglückliche Volk selbst im Angesichte des Feindes, der mit unaussprechlichem Erstaunen die Nachrichten von diesen blutigen Vorfällen aufnahm. Durch eine gerechte Fügung der göttlichen Vorsehung fielen sämtliche Anstifter des Aufbruchs in

diesem Bürgerkriege. Die Ueberlebenden waren nun bis auf Wenige entschlossen, einen Anführer und König aus Ranghos Stamme zu wählen und Munoroah wurde zum Fürsten ausgerufen, als derjenige, der mit dem besten Rechte die Würde des Gemordeten tragen könnte. Das Heer war jedoch jetzt zu sehr geschwächt, als daß es gegen die Engländer mit Hoffnung auf Erfolg etwas hätte unternehmen können. Mehrere der angesehensten Krieger begaben sich deshalb in das englische Lager, machten den Oberanführer der Britten mit den Ereignissen bekannt und baten um Einstellung der Feindseligkeiten. Die Britten waren durch die unaufhörlichen Angriffe der Kaffern und durch eine pestartige Krankheit, welche in ihren Reihen wüthete, geschwächt und durch das gänzlich erfolglose Blutvergießen, durch Strapazen und Entbehrungen aller Art mitten in einem so ungesundem und gefährlichen feindlichen Lande ermattet und des Krieges völlig müde. Mit Freuden wurde dieser Vorschlag eines Waffenstillstandes aufgenommen und genehmigt. Bald hernach traf Munoroahs Bote ein und nun wurden die günstigen Umstände benützt, um einen vortheilhaften Frieden abzuschließen.

So endigte ein fünfjähriger an schrecklichen Vorfällen reicher Krieg. Der Menschenfreund wendet sein Auge von diesen blutigen Ereignissen mit Wehmuth ab,

und blickt gerne auf Gegenstände, die dem gefühlvollen Herzen ein erfreulicheres Gemälde darbieten.

In der vollsten Kraft des Lebens, erfüllt von den edelsten Vorsätzen und den schönsten Hoffnungen, übernahm Munoroah die Zügel der Regierung, um sein tapferes, aber gedemüthigtes Volk dem Leben der Gesittung allmählig entgegen zu führen, ihm durch europäische Lehrer den Ackerbau und die Künste der gebildeteren Menschen lehren zu lassen. Die Kaffern sollten unter selbst gegebenen Gesetzen und unter seiner Regierung leben und durch ihn ein Glück genießen, das sie noch nicht kannten und deshalb, wenn sie es einst erlangt hätten, nur um so höher zu schätzen wüßten. Ein Mann stand ihm zur Seite, der eine Probe abgelegt hatte, wie das zu Stande zu bringen wäre, wenn der große Gedanke mit Ernst und Beharrlichkeit ausgeführt würde. Munoroah wußte den Werth des Missionärs zu schätzen und versprach ihm seine Mitwirkung und seinen eifrigsten Beistand. Nach dem Friedensschlusse versammelte er sein Volk im Herzen des Landes an dem Strome, woselbst Bethlehem lag. Er schilderte den Kaffern mit ergreifender Beredsamkeit die Vortheile der Cultur und die Vorzüge des Christenthums vor der furchtbaren Abgötterei, welcher sie bisher gehuldigt hatten. Zwei Drittheile erklärten sich bereit, sich belehren zu lassen und das Christenthum anzunehmen. Nur ein Dritttheil, etwa tau-

send Familienväter, wünschten beim Jäger- und Hirtenleben zu beharren und zu diesem Ende theils in den Gebirgen, theils am entgegengesetzten Ufer des Stromes, wo das Wild noch reichlicher war, Jagdgründe angewiesen zu erhalten. Doch erklärte auch diese Minderzahl, daß sie bereit seien, Lehrer unter sich aufzunehmen und daß sie für deren Unterhalt sorgen wollten. Wilberforce, der allem Zwang, oder jeder Maßregel, die darauf hinauslief, völlig abhold war, rieth dem Fürsten, die Männer gewähren zu lassen. Mit hoher Begeisterung pries er die göttliche Gnade, die ihn so hohe Hoffnungen auf die Ausbreitung des Evangeliums fassen ließ. Sogleich in den nächsten Tagen wurden aus dem Vorrathe der Gemeinde Aerte, Schaufeln und vielerlei anderes Ackergeräthe und Werkzeug an die in der Nähe gelagerte Menge vertheilt. In der Entfernung von mehreren Stunden wurde der Boden untersucht und die besten Ländereien an bestimmte Abtheilungen der Volksmenge angewiesen. Jetzt begann das Werk der Ausrottung der Wildniß. Die Bewohner von Bethlehem dienten ihren Stammgenossen als Lehrer und binnen wenigen Wochen war Platz für zehn Ortschaften, welche hier neuangelegt werden und wo diese Menschenmassen wohnen sollten.

Das reichgefüllte Magazin spendete Nahrungsmittel, Mehl, Korn und andere Mundvorräthe. Die Frauen fischten im Strome und die Jagdkaffern brachten ihre

Beute über den Fluß. Es war ein erhabener Anblick, die Gründung einer so ungeheueren Niederlassung zu sehen. Wilberforce führte die Oberaufsicht. Mit wunderbarem Eifer war er überall gegenwärtig, mit Rath und That zur Hand, helfend, wo er konnte und die unendlich manichfaltigen Geschäfte, die ihm aus dieser großen Umwandlung erwuchsen, allein und mit fast übermenschlicher Anstrengung besorgend. Die Einwohner von Bethlehem unterstützten ihn mit dem größten Willen und Muth und es kamen Fälle vor, daß Hausväter viele Wochen lang nicht mehr zu ihren Familien zurückkehrten. Auf allen ausgerodeten Plätzen wurden zuerst leichte Hütten errichtet und dann unter der Anleitung der auf alle Niederlassungen vertheilten Einwohner von Bethlehem, der mit schnellwachsenden Feldfrüchten besäete Boden zum Wintervorrath angebauet. Schon nach wenigen Wochen grüntem zwischen den Stümpfen der umgehauenen Bäume Korn- Weizen- und Kartoffelfelder mit der segenvollsten Ueppigkeit auf dem fruchtbaren Boden und immer mehr wurde urbar gemacht, gepflanzt, besäet. Als man endlich so viel Land bearbeitet hatte, um den Vorrath für das erste Jahr bauen zu können, wurde der Strom überall eingedämmt und nun schritt man zur Anlegung fester und bequemer Wohnungen. Diese entstanden mit großer Schnelligkeit, da überall Steine, Kalk und Bauholz im größten Ueberfluß gefunden wurde.

Munoroah leitete alle Kräfte seines Volkes, regte an, wo hie und da die Lust oder der Muth erlahmen wollte, schlichtete Streitigkeiten, sorgte und ermahnte und unterstützte, wo es geschehen mußte und war in allem die kräftigste Stütze des Missionärs. Auf solche Weise gelang, was selbst die kühnste Hoffnung kaum für möglich geachtet hatte und das Werk schien sich durch höheren Segen seiner Vollendung schnell zu nahen, als der unbegreifliche Rathschluß Gottes plötzlich die edelste Triebfeder all' dieser schönen und hoffnungsvollen Thätigkeit hinwegnahm.

Es war ein schöner Sommernorgen. Wilberforce hatte sich beim Erwachen etwas matt gefühlt; da er aber nicht gewohnt war, auf ein unbedeutendes Uebelbefinden zu achten, so nahm er ein Bad im Strome, versah sich mit einigen Arzneimitteln und chirurgischem Geräthe, ohne das er nie auszugehen pflegte und bestieg sein Pferd, um einige der entferntesten Niederlassungen zu besuchen. Für Munoroah hatte er einige Worte niedergeschrieben, um diesen zu benachrichtigen, wohin er sich begeben und wann er zurückkehren würde. Auf seinem Wege berührte er die meisten Colonieen, wurde überall mit großer Liebe empfangen, verordnete den Kranken Medizin und setzte sodann so schnell als möglich, seinen Weg fort. Glückliche erreichte er, begleitet von einem Einwohner der so eben verlassenen Ortschaft, die am

entferntesten gelegene Niederlassung. Hier erfrischte er sich durch einen Trunk Wasser, besuchte sodann die Arbeiter auf den Feldern und in den Forsten und war trotz der drückenden Sonnenhitze und seines steigenden Unwohlseins mit ganzer Kraft thätig. Erst gegen Abend dachte er daran, nach dem Dorfe zurückzukehren und hier sich durch etwas Speise zu stärken. Kaum hatte er sich jedoch in der Hütte niedergelassen, als ihn ein heftiges Fieber ergriff, dessen Symptome sich so gefährlich und bedenklich zeigten, daß er selbst davor erschrock. Die mitgenommenen Arzneimittel wendete er vergeblich an, um die wachsende Heftigkeit der Krankheit zu mildern und endlich mußte er sich entschließen, so schnell als möglich nach Bethlehem zurückzukehren. Die Bewohner der Niederlassung erschrocken über sein Aussehen. Sechs der kräftigsten Männer begleiteten ihn nach Bethlehem. Wilberforce tröstete die Jammernden und suchte sie zu beruhigen, obwohl er seine Kraft mit großer Schnelligkeit schwinden fühlte. Mit übermäßiger Anstrengung suchte er die sich immer schneller und fürchterlicher wiederholenden Anfälle niederzukämpfen, obwohl er oft vor Schmerzen fast bewusstlos wurde und nach Verlauf von zwei Stunden kaum mehr im Stande war, sich auf dem Pferde zu erhalten. Der wirre Gedanke, daß er Bethlehem zu erreichen suchen müsse, wenn er nicht hilflos in der Wildniß verschmachten wolle, richtete ihn

immer wieder auf und machte ihn taub gegen den Rath seiner ängstlichen Begleiter, in einer der Niederlassungen zu bleiben. So verließ er denn auch die letzte, um den noch etwa zwei Stunden betragenden Weg nach der Heimath zurückzulegen, welcher durch eine düstere Waldung führte. Die Nacht brach ein und dichte Finsterniß lagerte sich über den majestätischen Forst. Jetzt wurde Wilberforce von dem Fieber mit solcher Hestigkeit ergriffen und litt so fürchterlich, daß er ohnmächtig vom Pferde sank. Seine Begleiter hatten kaum den Unglücklichen zu rechter Zeit noch erfassen können; ihr Jammer war grenzenlos. Schnell bereiteten sie eine Tragbahre, legten den in den wildesten Fantasien rasenden Kranken auf dieselbe und erreichten nach unsäglicher Angst und Mühe gegen Mitternacht mit ihm das Dorf.

Ein unbeschreiblicher Schrecken, eine fast an Verzweiflung grenzende Bewegung brachte die ganze Bevölkerung desselben in Aufruhr, denn mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von dem äußerst bedenklichen Zustande des Missionärs in allen Hütten. Die Einwohner versammelten sich vor Munoroahs Wohnung, wohin Wilberforce gebracht worden war. Ein rührender Anblick bot sich jetzt dar. Der Einzige, der Rath und Hilfe gegen eine so schreckliche Krankheit wußte, bedurfte ihrer selbst, war ohne Bewußtsein und die armen Menschen, welche seinen mitleiderregenden Zustand sahen, vermochten

nichts zu thun, um ihm zu helfen. Wilberforce hatte zwar einem jungen Menschen die nothwendigsten Kunstgriffe gelehrt und ihn in der Zusammensetzung der Arzneimittel unterrichtet; aber er hatte ihm auch auf's Strengste untersagt, in außergewöhnlichen Fällen ohne seine Anordnung zu handeln und ihm begreiflich gemacht, welche Verantwortung er auf sich laden würde, wenn er diesem strengen Befehle auch nur im Mindesten zuwider handelte. So war also er, der allen geholfen hatte, allein ohne menschliche Hilfe und nur bei Gott war Rettung, nur von Ihm Beistand zu hoffen. Das ganze Volk lag auf den Knieen, um die Barmherzigkeit des Höchsten anzuflehen.

Vier Tage nach der Rückkehr des erkrankten Missionärs erblickten wir eine Scene der Trauer und des innigsten Schmerzes, der ein ganzes Volk ergriffen hatte. Die Hütten von Bethlehem waren verlassen; alle Bewohner waren im freien Felde versammelt, wo sie in einem weiten Kreise schweigend und mit kummervoller Haltung umher standen. Hoch über dieser wohl viele Tausend Menschen starken Volksmasse erhob sich der hier steil ansteigende Hügel mit dem Kirchlein, von dessen Thürmchen eine schwarze Fahne wehte und ununterbrochen des Glöckleins heller Ton erschallte. Am Fuße des Hügel's mitten im Kreise der im düsterem feierlichem Schweigen umherstehenden Menschenmassen, die obwohl an Alter, Rang und Geschlecht verschieden, alle dasselbe Gefühl,

theilten, stand eine Gruppe von ausgezeichneten Kriegeren in einem kleineren Kreise umher. Aller Augen waren auf dem Mittelpunkt des Kreises geheftet, wo sich die Gegenstände eines so tiefen Schmerzes befanden.

Zehn Mädchen, welche in dichte Gewänder gehüllt waren, beschäftigten sich unter Thränen und Seufzern damit, die Leiche eines weißen Mannes mit Gewinden aus den herrlichsten Blumen zu schmücken. Ach! es war Wilberforce, der sein Leben so früh hatte enden müssen. Man hatte ihm seine besten Kleider angethan und ihn auf eine Art Tragbahre gelegt, welche zu gleicher Zeit seinen Sarg bildete und das verwaisete Volk, dem ihn Gott zu früh entrissen hatte, stand nun in voller Anzahl umher, ihm die letzte Ehre zu erweisen und auf sein Grab die Opfer eines Dankes niederzulegen, den der Verewigte durch Wohlthaten aller Art und durch seine segensvolle Thätigkeit so sehr verdient hatte.

Zu den Füßen des Verstorbenen saß der trostlose Munoroah. Sein Haupt war den Strahlen der Sonne ausgesetzt und der Ausdruck des herzerreißendsten Schmerzes war auf seiner edlen Stirne zu lesen. Er bemühte sich vergeblich, die Ausbrüche eines Jammers zu unterdrücken, an dem all' seine Männlichkeit und Charakterstärke gescheitert war.

An einem Baume in der Nähe waren mehrere reichgeschirrte Pferde angebunden und etwas im Hintergrunde

standen berittene Diener. Unmittelbar am Grabe saß auf einem leichten Feldstuhle ein Offizier von sehr hohem Rang in englischer Uniform, der als Ueberbringer des definitiv abgeschlossenen Friedens gekommen war. Auch für Wilberforce hatte er sehr erfreuliche Botschaften gebracht. In seiner Begleitung befand sich ein Militärarzt; doch dieser war zu spät gekommen; er konnte nur das Ende des Missionärs beobachten.

Kein Ton ließ sich hören, außer hier und dort ein unterdrücktes Schluchzen. Es war, als ob jeder Theilnehmer an dieser rührenden Scene durch den Schmerz der Fähigkeit, seine Gefühle durch Worte auszusprechen, beraubt wäre. Nur die hellen Klänge des Glöckleins tönten fortwährend herab in das Thal.

Jetzt hatten die Mädchen ihr trauriges Geschäft beendigt und nun traten sie zurück ließen sich schluchzend und mit verhülltem Haupte auf die Erde nieder und Munoroah erhob sich geräuschlos. Man vernahm einen lieblichen Ton, wie von einer fernen Musik, aber so leise, daß er kaum vernehmlich war. Endlich bemerkte man an den zitternden Lippen des Fürsten, daß er es sei, der dem innig geliebten verstorbenen Freunde das letzte »Schlase wohl!« die letzten Worte des Dankes in das frühe Grab auf fremder Erde nachrufen wollte. Endlich wurden die leisen Worte vernehmlicher und man hörte Folgendes:



»Mein Vater, o mein Vater! warum hast du deine Kinder so frühe verlassen? Du warst gut, weise; du warst unser Wohlthäter. Wer wird jetzt die Kaffern lehren den Weg gehen, der in die seligen Gefilde führt, damit sie dir nachfolgen können? Du warst unser Freund. Auf die Rede deines Mundes hörte das Ohr eines armen, trauernden, unglücklichen Volkes, zu dem du aus weiter Ferne über die großen Gewässer kamest, um es glücklich und fromm zu machen. Wir hören deine milden Worte nicht mehr, die uns lieblich tönnten, wie das Säuseln des Frühlingswindes, wenn die Blüthenbüsche in seinem Athem rauschen. Wir sind verwaiset und werden herumirren, wie das junge Reh, das die Mutter verloren hat. Höret dein Geist die Worte der Menschen, dann vernimm unsern Dank für deine Wohlthaten und sei gewiß, daß wir dich nie vergessen werden. Mein Vater! o mein Vater! warum hast du uns verlassen?«

Eine tiefe Stille lag auf den hier versammelten Menschenmassen. Alle Blicke hatten sich gesenkt aus Achtung vor dem Schmerze des Königs, der sich in so rührenden Worten aussprach. Sie horchten noch lange, nachdem Munoroah geendet hatte. Aber der Fürst sezte sich am Grabe nieder, verbarg das Antlitz in den Händen und Thränen des trostlosesten Schmerzes rannen über seine Hände nieder, die aus dem Grabe geworfene Erde benetzend.

Jetzt traten vier der edelsten Krieger aus dem Stamme der Beetjouanenkaffern leise herbei. Sie ergriffen lange Tücher und ließen den Leichnam des Missionärs hinab in seine letzte Ruhestätte. Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer und lautes allgemeines Schluchzen waren die einzigen Stellvertreter einer wohlgeordneten Rede, die keiner von diesen trauernden Menschen zu halten vermochte. Aber der Schmerz und die Thränen eines ganzen Volkes sprachen lauter und besser, als alle Worte es zu thun vermocht hätten, den Dank und die Verehrung aus, die der Verstorbene so wohl verdient hatte, deren er so würdig gewesen war.

* * *

Das durch Wilberforce begonnene Werk sollte nicht untergehen. Es folgten bald neue Arbeiter im Weinberge Gottes nach. Sie wurden mit Begierde von den Kaffern aufgenommen und fanden ein wohlberechtigtes Feld für ihre Thätigkeit. Aber keiner vermochte sich die Liebe und das Zutrauen dieses Volkes in so hohem Grade zu erwerben, als Wilberforce. Noch heute lebt sein Name im Munde der Kaffern, obwohl bald achtzig Jahre verflossen sind, seitdem er das Land der Kaffern betrat. Ueber seinem Grabe erhebt sich ein Stein, auf dem ein eisernes Kreuz befindlich ist. In der Sprache der Kaff-

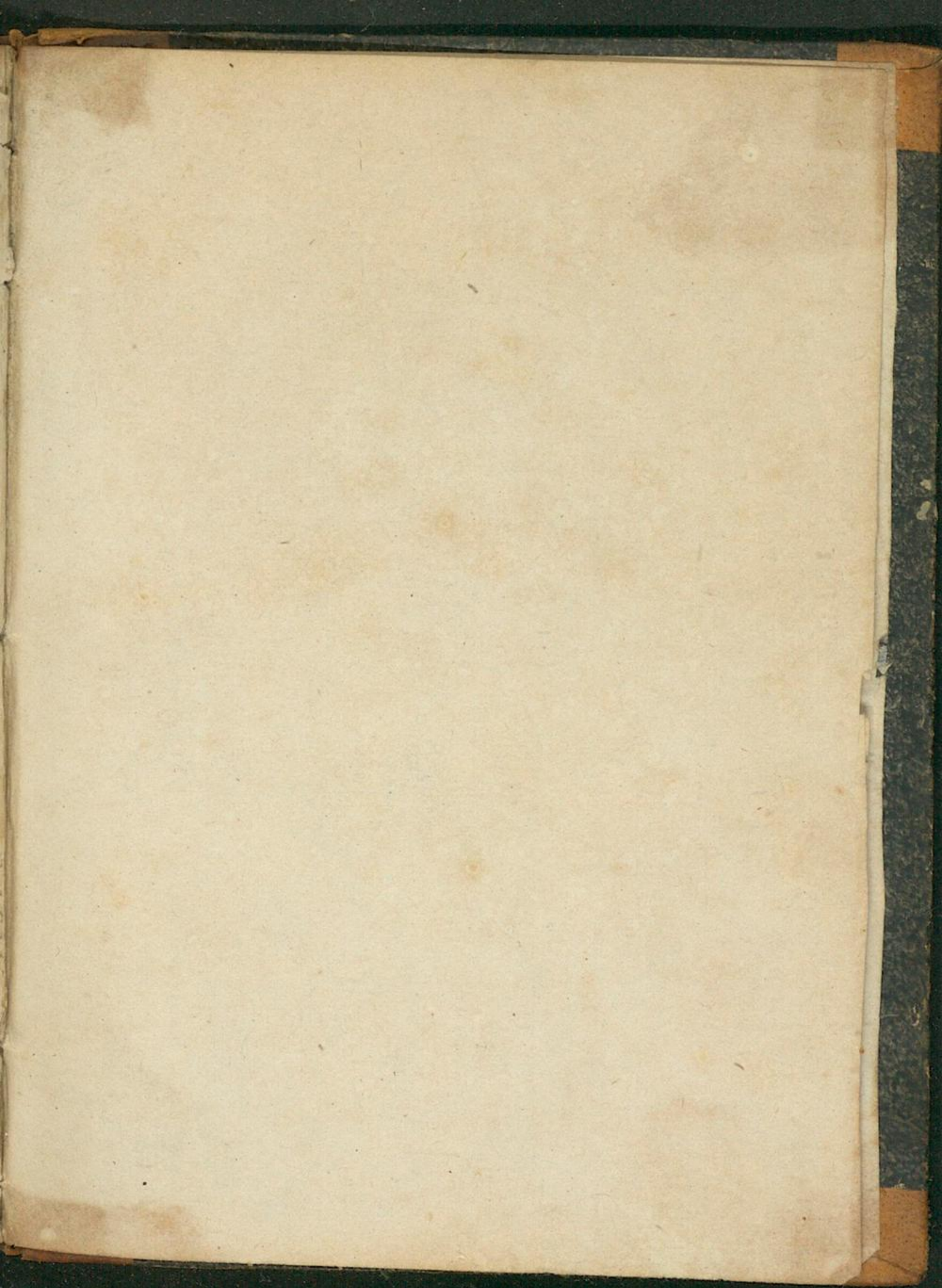
fern und in englischer Mundart liest man daran die Ueberschrift:

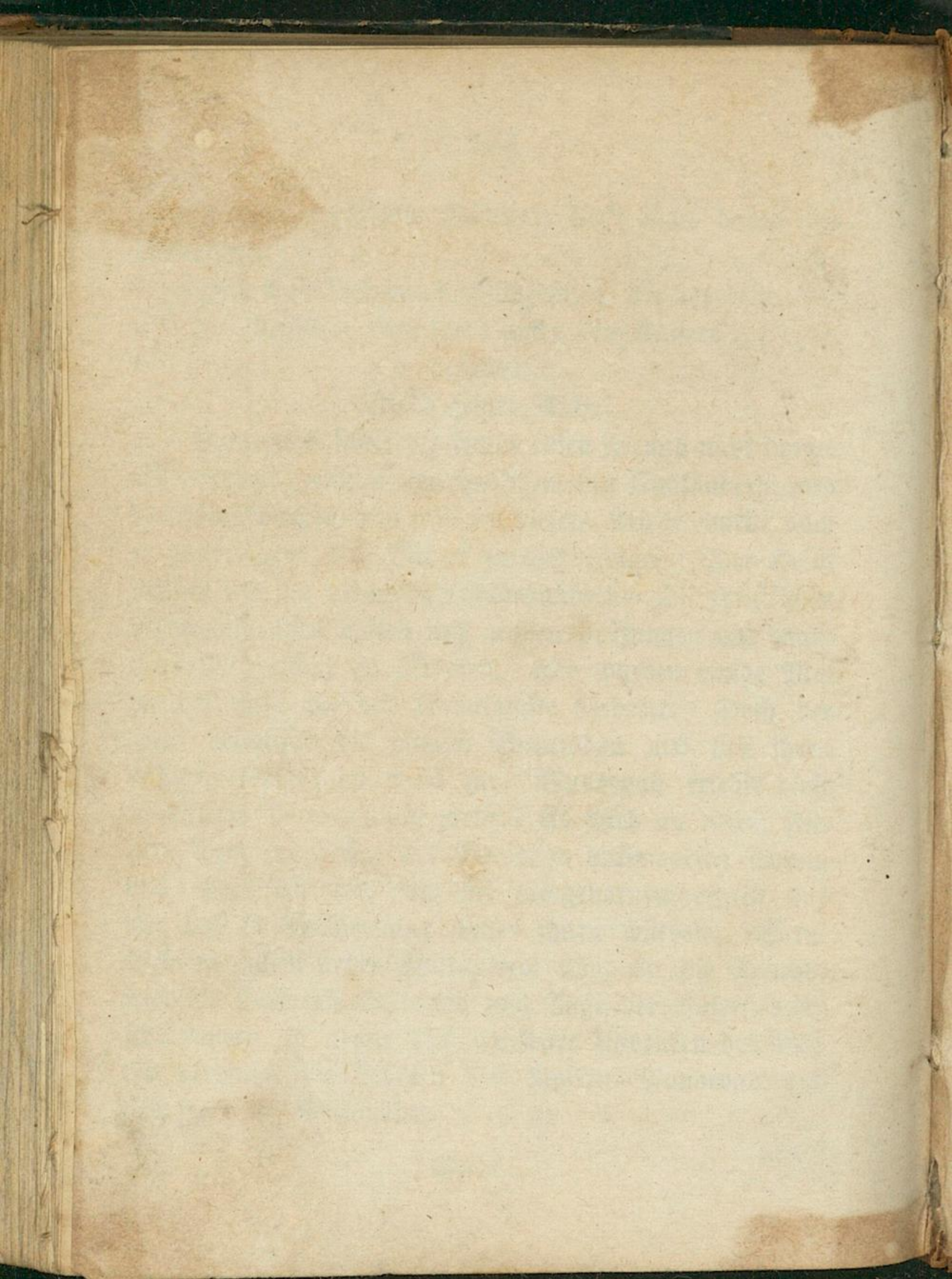
Hier ruht Johannes Wilberforce, der die erste christliche Gemeinde unter den Kaffern gründete.

Friede seiner Asche!

Munoroah überlebte seinen edlen Freund nicht lange. Es brachen Zwistigkeiten zwischen den Engländern und den Eingebornen aus und in diesem Kriege wurde auch er gezwungen, sein Gebiet zu vertheidigen. Der Krieg währte bis ins neunzehnte Jahrhundert. Die christlichen Niederlassungen hatten mit großen Prüfungen und manchem Mißgeschick zu kämpfen. Sie wurden einige Mal zerstört und auf das Grausamste verheert. Doch der Herr beschützte die jungen Gemeinden und ließ ihren völligen Untergang nicht zu. Munoroah erlebte diese schreckliche Periode nicht mehr. Er starb an einem Fieber, dem zuerst nur die Europäer unterworfen waren, das aber späterhin auch die Eingebornen ergriff und nur um so fürchterlicher unter ihnen wüthete. Seine Gebeine ruhen neben Wilberforce und, wie die Freunde friedlich Seite an Seite bis zum Tage der Auferstehung schlummern, so nennt das dankbare Andenken des Volkes vereinigt die Namen des tapfern Munoroah und des frommen Missionärs.

Ende.

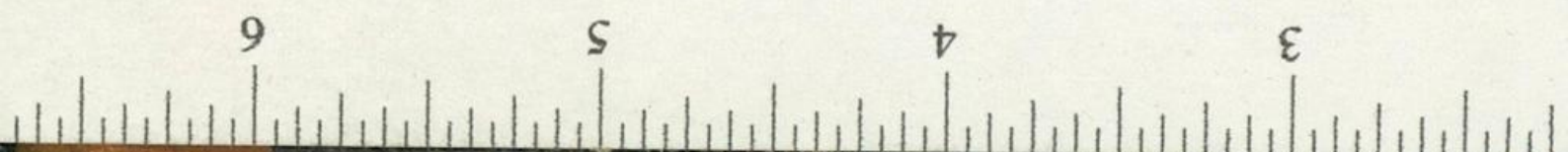
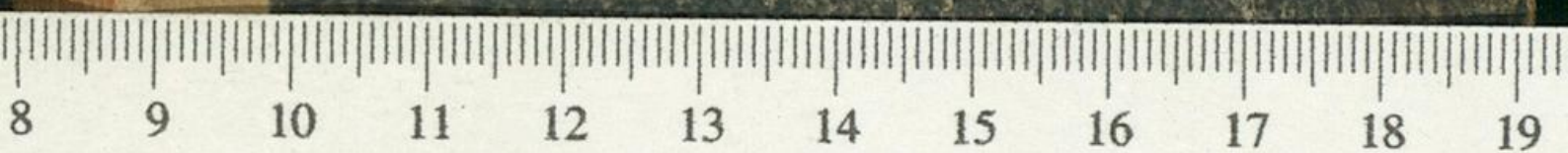




De Hoeyn



C
—
5



6